

Leseprobe aus:



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf  
[www.hanser-literaturverlage.de](http://www.hanser-literaturverlage.de)  
© Carl Hanser Verlag München 2015

ISBN 978-3-446-44328-0  
E-Book-ISBN 978-3-446-44327-3

**HANSER**

## Anmerkung des Autors

Den Lesern ist hoffentlich bewusst, dass im Vereinigten Königreich wie in Deutschland sämtliche Raubvogelarten sowie deren Eier und Küken strikt unter Naturschutz stehen. Sollten Sie zufällig auf ein vermeintlich „verlassenes“ Eulenjunge stoßen, geben Sie *keinesfalls* dem Impuls nach, es zu „retten“ und mit nach Hause zu nehmen. Greifen Sie bitte nur ein, wenn sich das Eulenjunge offensichtlich in Gefahr befindet – etwa wenn es, in Reichweite von Hunden und anderen Fressfeinden, auf dem Boden hockt. In diesem Fall sollten Sie es sanft in beide Hände nehmen und auf einen sicheren Ast setzen; dort werden es dann seine Eltern finden (sie sind meist nicht weit entfernt) – oder es klettert selbst ins Nest zurück, was ihm normalerweise keine Probleme bereiten dürfte. Dass Eulen ihre Jungen angeblich verstoßen, wenn diese „den menschlichen Geruch angenommen haben“, ist ein Mythos. Traditionell wird vermutet, dass Eulen über fast keinen Geruchssinn verfügen; doch ob dies nun zutrifft oder nicht – wenn Euleneuern ihr verirrtes Küken innerhalb von 24 Stunden wiederfinden, werden sie es weiter füttern.

Nur falls das Eulenjunge offensichtlich verletzt ist, sollten Sie es mit nach Hause nehmen. In solchen Fällen ist es wichtig, sich an eine sachkundige Person zu wenden – eine Tierärztin, einen Mitarbeiter des NABU, des Deutschen Tierschutzbundes e.V. oder noch besser an ein Vogelrettungszentrum – und zwar *unverzüglich*. Setzen Sie das Eulenjunge in einen Karton, der ihm genügend Platz bietet und oben offen ist.

Falls es doch nötig werden sollte, das Küken zu füttern, bevor es in qualifiziertere Hände gelangt, füttern Sie es *auf keinen Fall* mit Brot und Milch, denn das würde seinen Tod bedeuten; Eulen sind reine Fleischfresser, deren Verdauungssystem darauf basiert, dass alle Bestandteile ihrer tierischen Beute verwertet werden. Wenn Sie ein Eulenküken füttern müssen, bieten Sie ihm kleine Klümpchen Rinderhack an (ich wiederhole: Rinderhack – es verträgt nicht alle Fleischsorten), vielleicht in Eigelb getunkt; schieben Sie ihm das Futter in den Schlund, etwa mithilfe eines abgerundeten Streichholzes. Das Küken benötigt unbedingt Raufutter, weshalb sich als Zwischenlösung anbietet, dem Hackfleisch winzige Stückchen einer weichen Feder beizumischen (selbstverständlich nur natürliche Materialien – keine Federn, die womöglich gefärbt oder sonstwie chemisch behandelt sind). Die Ernährungsvorschriften für Eulen sind jedoch komplizierter; machen Sie jemanden ausfindig, der mit der Aufzucht und Pflege von Raubvögeln Erfahrung hat, und holen Sie sich Rat – so schnell wie möglich.

## **Inhalt**

Anmerkung des Autors

Einleitung

1 Mann begegnet Eule – Mann verliert Eule – Mann begegnet der EULE SEINES  
LEBENS

2 Eulen – wissenschaftliche Fakten und Volksglaube

3 Der blinde Passagier im siebten Stock

4 Das Privatleben der Waldkäuze

5 Wunderbare Mumble

6 Bedienungsanleitung für eine Eule

7 Mumbles Tag

8 Mumbles Jahr

9 Echte Bäume und Mäuse in freier Natur

10 Abschied

Danksagung

Auswahlbibliografie

## Einleitung

### April 1981

Eine Rasur wird zur Herausforderung mit einer Eule auf der rechten Schulter. Widme ich mich der rechten Halsseite und führe das Rasiermesser nach oben, stößt Mumble mit dem Schnabel nach dem Griff, blitzschnell wie eine Schlange. Bearbeite ich die linke Halsseite, nutzt Mumble – mit durch enttäuschende Erfahrungen ungetrübter Neugier – die Chance, von der rechten Seite fürsorglich Seifenschäumklümpchen wegzupicken. Der Geschmack scheint ihr nicht zu behagen; nachdem sie ein paarmal nachdenklich geschmatzt hat, niest sie ein bisschen (*Tsnit!*), und der Schaum bleibt größtenteils an ihren Schnabelborsten hängen. Dennoch hüpfst sie manchmal auf den Waschbeckenrand und betrachtet höchst interessiert den auf dem Wasser schwimmenden Rasierschaum. Es fühlt sich herrlich an, ihr Gefieder an meinem nackten Bauch zu spüren, warm und samtweich.

Ich wollte sie dazu bringen, über meinen Nacken zur linken Schulter zu wandern, wenn ich links mit Rasieren fertig bin, aber Mumble bevorzugt nun mal die rechte Schulter und ist – genau wie ich – so früh am Tag allen Neuerungen abhold. Wir laufen morgens beide auf Autopilot, und diese eingeschränkte Fähigkeit, sich in den ersten Stunden des Tages zu orientieren, verbindet uns.

Der Rasierspiegel reflektiert zwei Augenpaare – eins davon blau und gerötet, das andere glasig schwarz – nebeneinander in einem schmuddeligen Chaos aus nassem Haar, Rasierseife und Federn. In beiden Augenpaaren meine ich die vertraute morgendliche Kombination zu erkennen – Apathie und einen gewissen Argwohn, was der Tag wohl bereithalten mag: für mich unheilvolle braune Sichtfensterkuverts; für Mumble vielleicht eine lästige zerfranste Feder unter den linken Handschwingen. Weshalb sollte ich ihre Probleme vergrößern, indem ich ihr radikale Neuerungen aufzwinge, etwa die, mir beim Rasieren von der linken Schulter aus zu assistieren? Wir kriegen das hin; wir kriegen das so gut hin, dass ich oft gar nicht mehr merke, auf welcher bizarren Weise ich mich in den drei Jahren unseres Zusammenlebens angepasst habe.

### Oktober 2013

Mumble gehörte damals so sehr zu meinem Leben, dass mir das Kuriose unserer Beziehung eigentlich nur noch zu Bewusstsein kam, wenn ich erstaunte Reaktionen

erntete. Manch neue Bekanntschaft trat angesichts eines Lektors, der im siebten Stock eines Hochhauses in South London mit einem Waldkauz zusammenlebte, nachdenklich den Rückzug an. Wer Exzentriker hingegen faszinierend fand, fühlte sich angesprochen – teils so sehr, dass ich zu Weihnachten und am Geburtstag jahrelang eine wahre Flut von Eulenkarten erhielt. (Anfangs fand ich das ja rührend, auf lange Sicht war es aber doch etwas ermüdend.) Andere erkundigten sich allerdings durchaus – meiner Meinung nach zuweilen ziemlich schonungslos – nach der Praktikabilität meiner häuslichen Situation. Ich versuchte zwar geduldig zu antworten, fand es aber schwer, die direkte Frage »Ja, aber ... *warum?*« kurz und bündig zu beantworten; meine beste Antwort lautete schlicht: »Warum nicht?«

Es ist mir peinlich, wenn ich zurückdenke, dass ich in einer solchen Situation einmal wie ein nerviger Klugscheißer reagiert habe: »Schauen Sie – ich lebe seit zwei Jahren mit ihr zusammen. Sie kostet mich etwa 20 £ im Jahr, alles inklusive. Sie ist außerordentlich hübsch und amüsant. Sie ist anschmiegsam, ohne zu klammern, und sie duftet so gut. Es ist ihr egal, um welche Uhrzeit ich nach Hause komme, sie plappert nicht beim Frühstück, und es passiert eher selten, dass wir uns darüber streiten, wer welchen Teil der Sonntagszeitung kriegt.« Nachdem mir klargeworden war, welche Rückschlüsse derlei Phrasen auf meine Einstellung zu menschlichen Paarbeziehungen zulassen könnten, strich ich sie schnell aus meinem Gesprächsrepertoire.

Lernten die Leute Mumble dann kennen, bedurfte es meist keiner weiteren Erklärungen mehr. Was für Vorurteile sie auch immer gehegt haben mochten – kaum standen sie zum ersten Mal diesem Käuzchen gegenüber, hellten sich ihre Züge auf und wurden weich. In Mumbles erstem Jahr, als auch Fremde sie noch ohne trennendes Glas oder Drahtgeflecht betrachten konnten, ertönte dann meist ein verwunderter Ausruf (»Oh! ... wie *wunderschön sie ist!*«), und gleichzeitig streckten die Besucher instinktiv – es sei denn, ich hatte daran gedacht, sie zu warnen – die Hand aus, um Mumble zu streicheln.

Weniger erfreulich allerdings war die Erfahrung, dass die betreffende Person, selbst wenn man sich nach Jahren wiedersah, meist spontan sagte: »Aber ja, natürlich – der Eulenmann!« Seitdem tröste ich mich mit dem Gedanken, dass es weit negativere Gründe gibt, Menschen (egal wie vage) in Erinnerung zu bleiben.

Die Mahnung in der *Anmerkung des Autors*, niemals impulsiv ‚ein verlassenes Eulenküken zu retten‘, mag in einem Buch, das vom beglückenden Zusammenleben mit einer Eule handelt, heuchlerisch erscheinen; aber meine Rechtfertigung ist, dass Mumble nie in der Natur gelebt hat. Sie ist in Gefangenschaft geschlüpft, von Hand aufgezogen worden und hat nie Artgenossen kennengelernt. Ich konnte ihr besseres Futter bieten und ein wesentlich längeres, weniger gefährliches Leben, als es ihr im Wald beschieden gewesen wäre. Anfangs hatte ich gelegentlich Gewissensbisse, weil ich ihr das ‚Leben unter freiem Himmel‘ versagte, aber schon bald erkannte ich, dass solche Empfindungen im Fall eines Käuzchens viel mit menschlicher Sentimentalität und nicht das Geringste mit der Natur zu tun haben – ein Waldkauz ist keine Feldlerche und kein Wanderfalke, er ist eine geflügelte Katze, die ein gemütliches Zuhause liebt. Die wenigen Male, wo Mumble Gelegenheit gehabt hätte, die freie Natur zu genießen, zeigte sie nicht das geringste Interesse (auch die Person, die Mumbles frühzeitigen Tod verursacht hat, mag von jenem sentimentalen Irrglauben besessen gewesen sein).

Unter anderem lag es an meiner inneren Verfassung nach jenem Ereignis, dass ich, trotz wiederholten Drängens meiner Familie, erst nach vielen Jahren dazu fähig war, all die Notizen und Fotografien auszugraben, die ich während unserer fünfzehn gemeinsamen Jahre gemacht hatte – und mich an den Versuch wagen konnte, sie in dieses Buch zu verwandeln. Seit ich die Mitte der 1990er Jahre weggelegten Notizbücher nun wiederlese, durchlebe ich von Neuem Emotionen, die ich lange Zeit verdrängt hatte – und ich bin froh, dass mir diese Empfindungen wieder möglich sind.

\*                    \*                    \*

Warum ich mich mit Mitte dreißig entschloss, mir zum ersten Mal ein Haustier anzuschaffen – dazu noch eine Eule, obwohl ich bis dahin nicht das geringste Interesse an Ornithologie verspürt hatte –, bleibt eine berechtigte Frage. Und war schon das ‚Warum‘ verwirrend, schien auch das ‚Wie‘ nicht gerade unkompliziert.

In Wirklichkeit war Mumble gar nicht meine erste Eule; und obwohl sie für mich zum Inbegriff und zur Ikone des ‚Eulenhaften‘ wurde, wäre es unaufrichtig, meine erste gescheiterte Beziehung aus den Annalen zu tilgen. Wie die meisten solchen Irrtümer lehrte mich auch jenes Scheitern eine ganze Menge.

## 1

## **Mann begegnet Eule – Mann verliert Eule – Mann begegnet der EULE SEINES LEBENS**

Alles begann, wie so viele Dinge in den letzten fünfzig Jahren, mit meinem älteren Bruder Dick.

Mitte der 1970er Jahre hatte er sich seinen langgehegten Traum erfüllt, aufs Land nach Kent zu ziehen und ein möglichst altes Anwesen zu erwerben, das ihm genügend Platz bot, am Wochenende seinen diversen Hobbys nachzugehen. (Dazu zählten im Lauf der Zeit: Rallyefahren, die Reparatur von Militärfahrzeugen, Luftbildarchäologie, Schrotschießen und Falkenjagd, nicht zu vergessen Bluesgitarre und allerlei andere Freizeitbeschäftigungen, die diesem Mann mit seinen Riesenpranken präzise Fingerfertigkeit abverlangten.) Da seine Ehefrau Avril nicht nur Geduld besitzt, sondern auch ausgezeichnete praktische Fähigkeiten (vom Anfertigen feiner Handarbeiten und silbernen Schmucks über Gartenarbeit und Tierhaltung bis hin zum Betonmischen, Renovieren und Dekorieren), verwandelte sich die Water Farm schon bald in einen sehr attraktiven Aufenthaltsort, obwohl die vorherigen Bewohner Schafe gewesen waren. Zudem konnte man Dick gegenüber kaum einen Gebrauchsartikel oder eine Dienstleistung erwähnen, ohne dass sein freundliches, etwas zerbeultes Gesicht diesen nachdenklichen Ausdruck angenommen hätte: »Ah, interessant – ich kenne da zufällig jemanden, der ... (... einen Panzermotor verkauft, Schaffelle trocknet, als Stuntman beim Film arbeitet, genau weiß, zu welchen Zeiten die Kaninchengehege seiner Lordschaft am Wochenende unbewacht sind, sich mit Sprengstoff auskennt, Wildschweine züchtet, Holländisch spricht, Objekte in Kunstharz gießt, einem ohne lästigen Papierkram x-beliebige Dinge besorgen kann, etc. etc.).

**Damals** wohnte ich in einem Hochhaus in Croydon, South London, und pendelte täglich zwischen meinem Wohnort und Covent Garden hin und her, wo ich in einem Verlag als Lektor mit militärhistorischen Werken befasst war. Unsere Großfamilie verbrachte Weihnachten meist auf der Water Farm, und da sich sowohl mein Privatleben als auch mein Berufsalltag zwischen schmutzigem Beton und Dieselabgasen abspielte, nahm ich Dicks und Avrils grenzenlose Gastfreundschaft oft auch im Sommer in Anspruch und verbrachte die Wochenenden in Kent. Die beiden unterhielten eine ganze Menagerie, im Lauf der Jahre immer wieder andere Tiere: zahllose Katzen (einschließlich einer, die mir bei der Kaninchenjagd beschämend

deutlich den Rang ablief), Tauben, Hühner, Enten, Gänse, Truthähne, ein paar Schafe, eine Ziege, einen Esel, eine Dexter-Aberdeen-Angus-Kuh, Shreds, die wunderbare Waldiltis-Frettchen-Kreuzung meines Neffen Stephen, und eine Zeitlang sogar einen Waschbären (voll ausgewachsen sind Waschbären wesentlich größer und kräftiger, als man gemeinhin glaubt). Ich ‚hatte‘ es eigentlich gar nicht so mit Tieren, aber sicherlich trug dieser kleine Zoo zur Attraktivität der Water Farm bei, neben all den anderen Verlockungen – Friede, Weiträumigkeit, reine Luft und Avrils überragende Kochkünste.

Noch vor dem Umzug auf die Water Farm hatte Dick sich für Bücher über die Falkenjagd interessiert. Selbstverständlich fand er auch in diesem Bereich bald Freunde und erwarb seinen ersten Vogel – einen wunderbar glänzenden Falken namens Temudjin, nach dem jungen Dschingis Khan. Nachdem Dick die Farm gekauft hatte, baute er Käfige und Volieren, die den Vögeln genügend Bewegungsspielraum boten, und da sich sein Wissen, sein Können und sein Bekanntenkreis immer mehr vergrößerten, waren diese Unterkünfte ständig belegt. Zu den Insassen zählten Turmfalken, Bussarde, Habichte und sogar ein etwas lädiertes Steppenadler, der an „Pododermatitis“ litt (nein, sagt mir auch nichts).

Ich beobachtete, wie Dick mit den Raubvögeln umging und sie ausbildete, und wurde von seiner Faszination unweigerlich angesteckt. Als ich eines Tages auch einmal einen Falken auf die behandschuhte Faust nehmen durfte, um gemeinsam mit Dick durch die Felder zu streifen, wehte mich sofort der Zauber des Mittelalters an. Ein unbeschreibliches Gefühl. Natürlich war auch Eitelkeit im Spiel: *Der* Mann muss erst noch geboren werden, der nicht die Pose eines Plantagenet einnimmt und lässig das Brustgefieder seines Falken streichelt, wenn hinter einer Wegbiegung eine Schar wunderbar beeindruckter Spaziergänger erscheint... Aber es schmeichelte nicht nur dem Ego; für mich war das eine bisher ungekannte Art von Beziehung, die mich mit ganz neuen Empfindungen erfüllte. Sie schienen sehr tief zu sitzen und weit zurückzureichen. Es war ein langsamer Prozess, den ich mir eine ganze Weile gar nicht eingestand, doch allmählich spürte ich ganz bewusst, dass ich mit diesem Neuen auf Dauer in Verbindung bleiben wollte.

Der Gedanke, in einem Hochhausapartment in South London einen Falken zu halten, war natürlich abwegig, dennoch verfolgte mich dieser Traum. Schließlich wies mir meine Schwägerin unwissentlich den Weg. Avril hatte sich schon seit einiger Zeit einen eigenen Vogel gewünscht, aber einen, der sich problemlos in ihren Alltag als unermüdlich tätige Mutter zweier Söhne fügte. Gewissenhaft hängt Dick sich ans



Telefon und rief ein paar Herren mit lustigen Spitznamen an, und eines Tages ließ sich „Wol“ in Avrils Küche nieder, wo er die meiste Zeit auf einem schattigen Ausguck hoch oben auf dem großen Küchenbuffet hockte. Avrils Küche war für zufällige Besucher ohnehin ein willkommener Hafen und gewann durch die Gegenwart des Käuzchens noch größere Anziehungskraft. (Wol saß so still, dass die meisten Leute dachten, er sei ausgestopft, bis ein gelegentliches Blinzeln die Wahrheit verriet; gelegentlich kam es vor, dass ein Besucher dann Kaffee verschüttete oder sich an einem Bissen Kuchen verschluckte.)

Wol bezauberte mich vom ersten Moment an, und als ich miterlebte, wie problemlos und unaufgeregt sich eine Eule – wenn man sie jung genug bei sich aufnimmt – an menschliche Gesellschaft gewöhnen kann, setzte ich dem nagenden Wunsch, selbst einen Vogel zu besitzen, immer weniger Widerstand entgegen.

\*       \*       \*

Im Sommer 1976 baten ein Freund und ich um gastliche Aufnahme in der Water Farm, während wir auf einem nahegelegenen Flugplatz einen kurzen Fallschirmspringkurs absolvierten.

Damals verfügten Anfänger noch nicht über die moderne Fallschirmausrüstung mit ihren relativ leichten Packs, matratzenförmigen Fallschirmkappen und präziser Steuerung, die einem fast immer eine aufrechte Landeposition erlaubt. Roger und ich bekamen gezeigt, wie man Landerollen macht; ohne die ging es nicht bei den alten Irvin-Fallschirmen, deren X-Type-Gurtwerk zentnerschwer an uns hing (und uns mit der Grazie eines Kartoffelsacks zu Boden brachte).

Mein erster Sprung war ebenso schrecklich wie beglückend. Zuerst kam der bodenlose, blanke Horror, als der Motor der kleinen Cessna abgeschaltet wurde und ich hinauskletterte und zwischen Tragflächenstrebe und Fahrwerk balancierte, wobei ich Mühe hatte, im brausenden Wind den Absetzer zu verstehen, der noch einmal alle wichtigen Punkte durchging. Dann – als sich der Schirm ruckartig geöffnet hatte, das enganliegende Gurtwerk mich hielt wie Gottes Hand und von unten die Landschaft Kents zu mir emporlächelte – überflutete mich ein absolutes Hochgefühl, das sich noch verstärkte, als ich mich nach erfolgreicher Landung wieder vom Boden aufrappelte.

Zur denkwürdigsten Erfahrung jedoch geriet der dritte Sprung. Aufgrund meiner äußerst mangelhaften motorischen Fähigkeiten, die schon in meiner Schulzeit den

Sportlehrern auffiel, verschätzte ich mich, während der Boden in den letzten Sekunden auf mich zuraste, bei der Landerolle total. Mit dem Hintern voran schlug ich auf und zog mir eine der klassischen (und wahnsinnig schmerzhaften)

Fallschirmsportverletzungen zu – eine Kompressionsfraktur der Lendenwirbel. Der arme Roger, der den langen Strohalm gezogen hatte und sich immer noch Hunderte Fuß über dem Sprungplatz befand, musste sich auf seine eigene Landung vorbereiten, während er mitbekam, wie ich mich laut stöhnend am Boden krümmte. Meine eindrücklichste Erinnerung der nächsten halben Stunde ist die an einen jungen Offiziersanwärter, der im Kreis der anderen um mich herumstand. Während sonst alle besorgt auf mich herunterstarrten, steckte er sich eine Zigarette in den Mund, klopfte zerstreut auf seine Taschen, murmelte seinen Kameraden etwas zu – die den Kopf schüttelten, ohne ihre ernsten Blicke von mir zu wenden –, beugte sich dann zu mir herunter und bat mich um Feuer. Da ich in Gedanken gerade mit meinem Rückgrat beschäftigt war, konnte ich ihm leider nicht dienen.

Im Juni 1976 stöhnte Südengland unter einer Hitzewelle, wie es sie nur alle zwanzig Jahre einmal gibt, und ich lag schweißüberströmt und völlig bewegungsunfähig an ein Klinikbett gefesselt; dieses Bett stand unmittelbar unter einem großen Oberlicht, das in die niedrige Decke eines einstöckigen Seitentrakts eingelassen war. In der sengenden Sonne angepflockt wie ein Apachen-Opfer, voller Ekel vor dem ungenießbaren Klinikfraß, habe ich es zwei Personen zu verdanken, dass ich durchgehalten habe – erstens einer netten erfahrenen Nachtschwester, die ein entspanntes Verhältnis zu Pethidin-Injektionen bewies, und zweitens Dick, der mich jeden Abend auf dem Heimweg von der Arbeit getreulich besuchte und mir köstliche Sandwiches mitbrachte. Nach einer Woche in verschwitzten Laken, eingezwängt in Metallschienen, schaffte ich es schließlich, schwerfällig zu Dicks Wagen hinauszuwanken, wie Boris Karloff in *Frankenstein*, und wurde zur Water Farm zurückgebracht, um dort wieder auf die Beine zu kommen.

\* \* \*

Während ich in den nächsten Wochen meine Beweglichkeit wiedererlangte, musste ich tagsüber oft stundenlang mit einem Buch auf einer Decke im Schatten liegen, oder ich wankte unbeholfen durch die Gegend. Nun hatte ich mehr Zeit denn je, Dicks Vögel zu beobachten, und entwickelte immer größeres Interesse. Nicht einmal ich schaffte es, tagelang pausenlos zu lesen, und so boten mir die Vögel willkommene

Abwechslung. Jetzt, wo ich Muße hatte, sie einfach still zu betrachten und mehrmals täglich zu besuchen, nahm ich nicht mehr nur Momentaufnahmen wahr, sondern entwickelte ein Gefühl für ihren Lebensrhythmus. Indem ich ihnen bei der Gefiederpflege zusah, lernte ich ihren Körperbau genauer kennen und entdeckte ihre individuellen Besonderheiten. Ich bombardierte meinen Bruder mit Fragen über ihre Unterkünfte, ihre Ernährung, ihren Tagesablauf, ihre medizinischen und emotionalen Bedürfnisse und andere Dinge, die sicher manchmal reichlich albern waren.

Diese Gespräche setzten wir lange nach der Rückkehr in meine Wohnung in unregelmäßigen Abständen am Telefon fort. Häufig äußerte ich Zweifel an meinem Vorhaben, mich selber um einen Vogel kümmern zu wollen, und hätte Dick mir recht gegeben, wäre vermutlich nie etwas daraus geworden; aber er gehört nicht zu den Leuten, die Träume, und seien sie noch so verrückt, von vornherein für unrealistisch halten. Es dauerte nicht lange, und mir gingen die Gegenargumente aus, und dann kann der Abend, als ich tief Luft holte und Dick bat, doch bitte »diesen Bekannten anzurufen«. Vielleicht aus dem vagen Gefühl heraus, dass das Halten einer Eule womöglich zum Desaster führen könnte, welches sich bei einer kleinen Eule dann zumindest auf ein kleines Desaster beschränken würde, bat ich ihn, mir einen „Wichtel“ zu besorgen (wobei sich diese mundartliche Bezeichnung für den Steinkauz nicht auf seine Größe, sondern die Ähnlichkeit mit Kobolden bezieht).

Und so zog im Herbst 1977 ein Flaumbündel – eine 15 cm große, 120 g schwere gefiederte Furie – zu mir in den siebten Stock des riesigen Betonblocks neben der A 23 in West Croydon. Wegen seines ausgesprochen raubvogelartigen Profils, den überhängenden Brauen und den gelb glühenden Augen konnte der Vogel nur „Wellington“ heißen, nach dem Sieger von Waterloo. Leider besaß er, wie sich zeigen sollte, auch die eiserne Willenskraft des Iron Duke.

Der drosselgroße Steinkauz – *Athene noctua* – ist die kleinste der britischen Eulen, die als letzte Eulenspezies nach Großbritannien kam. Steinkäuze wurden erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts von Landbesitzern aus Kontinentaleuropa eingeführt, wegen ihres Rufs, eine wahre Heimsuchung für Mäuse und Insekten zu sein; in mehreren europäischen Ländern wird ihre Ansiedlung aktiv von Bauern gefördert, und sie stehen unter Naturschutz. Es gibt eine reizvolle Geschichte, der zufolge der erste Engländer, der sie sich zunutze gemacht haben soll, Admiral Nelson war. Nachdem man ihn ins Mittelmeer beordert hatte, soll er hundert Steinkäuze aus Nordafrika erworben und jedem seiner Schiffe einen zugeteilt haben; angeblich setzte man sie bei den Mahlzeiten auf die Offizierstische, damit sie die Rüsselkäfer aus dem

verdorbenen Schiffszwieback pickten. (Ich habe zwar keine Ahnung, ob diese Geschichte stimmt, würde ihr aber sehr gerne Glauben schenken. Ich *höre* förmlich, wie Nelsons Seebären ihre Eulen anfeuern und Wetten darauf abschließen, wie viele Käfer jede von ihnen vertilgen wird.)

Die gegenwärtige Steinkauzpopulation Großbritanniens wird – mit dem üblichen lässigen Mangel an Präzision – auf 5000 bis 12.000 Brutpaare geschätzt (in Deutschland geht man von einem noch kleineren Bestand aus). Da sich die Steinkauzbestände im Lauf der letzten Jahrzehnte verringert haben, wird dieser Vogel auf der gelben (in Deutschland roten) Liste der Naturschützer als Spezies geführt, die moderaten Anlass zur Besorgnis gibt. Sie sind diejenigen unserer Eulen, deren Aktivität sich am wenigsten auf die Nacht beschränkt, und obwohl sie nach Einbruch der Dunkelheit jagen, sind sie auch tagsüber aktiv. Steinkäuze haben ein dunkelbraunes und weißes Gefieder, das gestreift und gesprenkelt ist, sie weisen eine stromlinienförmigere Silhouette auf als die größeren Spezies, und ihr Kopf wirkt durch die niedrige Stirn abgeflacht. Sie haben die breiten gerundeten Schwingen der Waldvögel und einen sehr kurzen Schwanz. In Europa leben sie am liebsten in Wäldern und Feldgehölzen, und wenn man durchs englische Flachland fährt, erspäht man zuweilen eine kleine, auf einem Zaunpfosten hockende Gestalt, die den Blick prüfend über Felder und Hecken gleiten lässt. Wenn die Äcker gepflügt werden, kann man Steinkäuze sogar dabei beobachten, wie sie dem Pflug folgen, um Würmer zu fangen.

Der erste meiner vielen Fehler war gewesen, dass ich überhaupt nach dieser Eulenart gefragt hatte, und noch schlimmer war der Umstand, dass die betreffende Eule schon sechs Monate alt war und diese Zeit mit anderen Vögeln in einer großen Voliere verbracht hatte. Die wichtigste Grundregel für die Zählung eines wilden Tiers lautet, dass es von seinen Artgenossen isoliert und so früh wie möglich seinem Betreuer anvertraut werden sollte – sobald man es gefahrlos von seiner Mutter trennen kann. Mit umsichtiger Güte erreicht man so vielleicht, dass das Tier potenzielle soziale Gefühle auf den Betreuer projiziert. Es ist ja allgemein bekannt, dass ein absolut soziales Tier wie etwa der Hund leicht darauf abgerichtet werden kann, sein Herrchen oder Frauchen als Alpha-Tier des Rudels zu betrachten. Ein solitärer Raubvogel – wie die Eule – empfindet keine solche instinktive Beziehung. Das Ei muss aus dem Nest genommen und in einem Inkubator ausgebrütet werden, damit das Küken schon beim Schlüpfen einen Menschen sieht und von ihm gefüttert wird.

Es heißt manchmal, der Vogel werde dann auf diese Person „geprägt“, sodass sich eine tiefe Bindung entwickle und man den Vogel nie mehr auswildern könne. Aber dies schießt weit übers Ziel hinaus. Ein Vogeljunges, das während seiner ersten Wochen von einem Menschen aufgezogen wurde, kann diese Vertrautheit ohne weiteres auf einen anderen Menschen übertragen. Von Menschen aufgezogene Findlinge wurden schon oft erfolgreich ausgewildert, indem man die Bindung ganz allmählich löste. Alternativ kann man einen Vogel vorsichtig an das Zusammenleben mit anderen Vögeln in einer Voliere gewöhnen. Verbringt der Vogel die prägenden ersten Lebenswochen nach dem Schlüpfen jedoch in der Gesellschaft anderer Vögel, ohne menschlichen Kontakt, nimmt man gemeinhin an, dass alle späteren Zählungsversuche mehr oder weniger vergeblich sein werden (ein Wissen, über das ich in dem Umfang im Herbst 1977 noch nicht verfügte). So stand es um Wellington; und deshalb waren meine Versuche, ihn „auf mich zu prägen“ – ihn an meine Berührung zu gewöhnen –, von Anfang an zum Scheitern verurteilt.

\*            \*            \*

Da Wellington ein ängstliches, wildes Tier war, nicht daran gewöhnt, berührt zu werden, musste er wie ein Falke „gefesselt“ werden, bevor ich ihn mit nach Hause nehmen konnte, anders wäre er nicht zu bändigen gewesen.

Fesseln sind schmale, dünne Lederbänder, die ein Falkner um die Füße des Vogels schlingt, damit er ihn daran festhalten kann, wenn er auf seiner Faust sitzt. Die Enden der Bänder sind mit einem kleinen Metallwirbel, der Drahle, verbunden (bei der Falkenjagd werden auch noch zwei winzige Messingglöckchen daran befestigt). Wenn der Falkner nun eine Schnur durch die Drahle zieht – etwa 1 m lang, zum Vogel hin mit einem Stoppknoten versehen –, kann er diese mit einer zweiten Drahle auf der Sitzstange verbinden oder an einem „Falkenblock“ im Freien. So hat der Vogel zwar viel Bewegungsspielraum, kann sich aber nicht in der Schnur verfangen (so zumindest lautet die Theorie; in der Praxis scheint es für manche Vögel kinderleicht zu sein, diese angeblich narrensichere Konstruktion zu überlisten).

Es leuchtet ein, dass vier Hände nötig sind, um einem ungezähmten Vogel Fesseln anzulegen – im Fall Wellingtons waren dies die Hände eines Experten und eines ängstlichen Neulings. Es galt, den Vogel aus dem Käfig zu nehmen und an jeder Bewegung zu hindern, in Rückenlage, mit den Beinen in der Luft, wobei man die Flügel sanft, aber energisch seitlich festhalten musste – falls es ihm gelang, einen

seiner Flügel zu befreien und wild zu flattern, hatten wir ein Problem. Manche Leute benutzen gern ein weiches Tuch, um Vögel festzuhalten, andere wiederum trauen sich zu, den korrekten Griff mit bloßen Händen auszuführen. Unerfahren, wie ich war, fand ich diese Aufgabe beängstigend: Die ersten Male hatte ich einfach kein instinktives Gespür dafür, wie und wo ich den Vogel anfassen musste. Natürlich fürchtete ich, zu fest zuzupacken – jeder Druck auf den Brustkorb eines Vogels kann diesen ersticken – , und bemerkte verblüfft, welche Kräfte so ein kleiner zappelnder Vogel entwickeln kann.

Macht man es richtig, liegt der Vogel einfach da, in sicherer, bequemer Rückenlage, bietet allerdings ein Bild verletzter Würde. Ich persönlich schämte mich jedes Mal und hätte mich am liebsten entschuldigt, doch dieses vage Gefühl moralischer Unterlegenheit kann sich sehr schnell verflüchtigen, sobald man in Kontakt mit den Füßen des Vogels kommt. Selbst die kleinsten Raubvögel haben mächtige Krallen, und jede Berührung bedeutet, dass man verletzt wird. Dick brachte mir unter anderem den Trick bei, dass man einem erbosten Vogel einen Bleistift zum Halten geben kann: Kaum berührt der Stift seine Füße, schließen sich die mörderischen Krallen darum und halten verbissen daran fest, während man ihm die Fesseln anlegt. (Da die Lederbänder sich durch Exkrememente, Futterreste oder dadurch, dass der Vogel darauf herumkaut, abnutzen und zerfleddern, ergibt sich regelmäßig die lästige Pflicht, dem Vogel wieder ein sauberes Geschüh anzulegen. Auch wenn man noch so sehr glaubt, der Vogel sei inzwischen zahm und träge geworden, ist man nie gegen schmerzhaft Überraschungen gefeit, falls die Aufmerksamkeit auch nur einen Moment lang nachlässt.)

\* \* \*

Als ich an jenem Sonntagabend nach London zurückfuhr, saß Wellington in einem ziemlich großen Käfig, den Dick mir mitgegeben hatte, auf dem Beifahrersitz. Ihn aus der Tiefgarage in den Wohnblock zu tragen und dann im Lift mit ihm zu meiner Wohnung hinaufzufahren, bedeutete einige Minuten ziemlichen Stress – denn zu den Vernunftgründen gegen das ganze Projekt hatte der Umstand gezählt, dass Haustiere hier eigentlich verboten waren. Der Hausmeister, der aus Yorkshire stammte, führte ein strenges Regiment, und seit es in der Vergangenheit – ich hatte die Wohnung eine Zeitlang mit einem ehemaligen Arbeitskollegen, einem Journalisten, geteilt – zu ein oder zwei kleineren Vorfällen gekommen war, hatte er die Wohnung Nr. 40 auf dem

Kieker. (Zu unserer Verteidigung muss ich sagen, dass Roy und ich kaum jemals Partys veranstalteten – aber wenn, dann war es uns wichtig, unseren Gästen auch wirklich etwas zu bieten.)

Zum Glück passierte der Lift an jenem Abend die Etage des Hausmeisters, ohne dass der Halteknopf aufleuchtete. Nachdem ich sicher in der Wohnung angekommen war, stellte ich den Käfig auf einem Tisch im Wohnzimmer ab. Dort sollte Wellington fürs Erste bleiben, bis ich ihm eine geräumigere Unterkunft gezimmert hatte. Aus Hygienegründen gab ich etwas Stroh und Zeitungen in den Käfig und stellte einen Holzklötzchen hinein, auf dem Wellington sitzen konnte. Der Käfig bestand aus einer breiten Holzkiste, deren Vorderfront mit Maschendraht bespannt war, sodass der Vogel ein ausreichend großes Blickfeld hatte und sich dennoch vom Dach und den umgebenden Wänden geschützt fühlen konnte. Das schien vernünftig; denn in der Natur nistet *Athene noctua* in Baumlöchern, verwunschenen Winkeln von Bauerngehöften oder sogar unterirdisch in verlassenen Kaninchenbauen.

Wenn ich nun abends von der Arbeit nach Hause kam, leuchteten mir aus den Schatten hinter dem Maschendraht Wellingtons gelbe Augen entgegen, funkelnd vor Trotz. Erst einmal aß ich selbst zu Abend, dann holte ich sein Futter aus dem Kühlschrank und stellte es für die ersten Versuche bereit, ihn „auf mich zu prägen“. In der Natur hätte Wellingtons Ernährung vorwiegend aus Insekten bestanden, obwohl ihm nicht nur Schnaken, Ohrwürmer, Käfer und Falter geschmeckt hätten, sondern auch Würmer und Schnecken, ja sogar kleine Nagetiere. Da man ihn jedoch in Gefangenschaft aufgezogen hatte, war er an die übliche Verpflegung gewöhnt: tote Eintagsküken – handliche nahrhafte Happen, deren Körperhöhlen noch Eigelb enthalten: So beklagenswert das ist, fallen in Hühnerbrutanstalten doch ständig große Mengen dieser unerwünschten männlichen Küken an, und wenn man sie säckeweise einfriert und an Falkner verkauft, lassen sich wenigstens noch ein paar Pfund damit verdienen. Dick hatte mir ein paar Dutzend davon mitgegeben, um Wellington durchzufüttern, bis ich im Branchenbuch selbst einen Lieferanten gefunden haben würde.

\* \* \*

Der Zähmung wilder Tiere liegt selten ein anderes Geheimnis als Vernunft und Güte zugrunde. Man muss sie freundlich behandeln und sich viel mit ihnen abgeben, bis sie ihre Menschenfurcht verlieren. Dafür braucht es Ruhe und endlos viel Geduld,

denn wer Emotionen wie Angst oder Wut auf das Tier projiziert, wirft den Prozess womöglich um Tage zurück. Dies gilt natürlich ganz besonders für ein solitäres Tier: Während ein junger Hund das mentale Rüstzeug hat, um zu verstehen, was Züchtigung bedeutet, und mit einer Unterwerfungsgeste reagiert, wird ein Raubvogel jede abrupte Bewegung als Aggression interpretieren.

Möchte man Raubvögel dazu bringen, dass sie einen tolerieren, muss man sich ihren Hunger zunutze machen; Hunger ist anfangs die einzige Möglichkeit, irgendeine Form von Transaktion zwischen Mensch und Vogel entstehen zu lassen. Wobei "Hunger" heißt, dass man ihn Appetit entwickeln lässt – nicht etwa, dass man ihn aushungert. Abgesehen davon, dass dies grausam wäre, wäre es auch offensichtlich kontraproduktiv: Man versucht ja, den Vogel in eine ruhige Stimmung zu versetzen, und welche hungernde Kreatur ist ruhig? Raubvögel verbrauchen jede Menge "Brennstoff" und müssen deshalb regelmäßig gefüttert werden, und wenn man lernt, Menge und Zeitpunkt ihrer täglichen Mahlzeit zu regulieren, erlangt man ziemlich rasch eine Art Routine. (Ich sollte vielleicht betonen, dass es hier um die Zähmung des Raubvogels als Haustier geht, nicht um den wesentlich komplexeren Prozess der Abrichtung zur Jagd in freier Natur. Zur echten Falknerei gehört es, den Vogel mit Bedacht zu füttern und regelmäßig zu wiegen und die Futterrationen exakt so zu bemessen, dass der Vogel gesund, aber stets 'hungrig' ist, damit er zwar bei Kräften bleibt, aber immer noch gerne jagt.)

\*       \*       \*

Meine Hoffnungen, was Wellingtons Zähmung betraf, beschränkten sich auf ein Grundniveau: Er sollte lernen, aus freiem Willen zu mir zu kommen, anfangs indem ich ihn mit Futter belohnte, später dann vielleicht einfach auf einen Ruf oder Pfiff hin. Er sollte die Vorsicht des wilden Tiers ablegen und mir erlauben, mit ihm zu spielen und mich an ihm zu erfreuen. Dies schien ein durchaus reelles Ziel zu sein. Schließlich hatte es bei Dick jedes Mal ausgesehen, als sei die Zähmung ein Kinderspiel; einmal hatte er einen Turmfalken in weniger als einer Woche dazu erzogen, zum Füttern auf seine Faust zu fliegen, also wusste ich ungefähr, wie man das anpackt.

Ich bedeckte den Boden neben meinem Sessel mit einer Zeitung und meinen Arm mit einem alten Handtuch – um mich vor „Missgeschicken“ zu schützen –, dann streifte ich mir einen alten Autofahrerhandschuh über die linke Hand (für kleine Vögel wie Wellington benötigt man eigentlich keinen Schutzhandschuh, aber der Vogel kann



sich besser festhalten, wenn er auf der Faust sitzt). Eine aus Schnürsenkeln zusammengebundene Leine zwischen den Zähnen, öffnete ich dann einige Zentimeter weit die Käfigtür, tastete hoffnungsvoll im Käfig herum und versuchte, Wellingtons herabhängende Fesseln mit der Drahle zu erwischen, während er in die hinterste Käfigecke flüchtete und sich zischend aufbäumte. Kriechte ich ihn dann endlich zu fassen, zog ich ihn sanft aus dem Käfig heraus, bis er seinen Widerstand aufgab und auf meine linke Faust sprang. Mit der anderen Hand schob ich die Schnürsenkelleine durch die Drahle und wand mir das herabhängende Ende um den Finger, wobei ich die Drahle fest zwischen Daumen und Zeigefinger hielt, bis ich bequem in meinem Sessel saß und ein wenig Schnur nachlassen konnte, damit Wellington mehr Bewegungsspielraum hatte.

Der Zweck dieser Übung war, ihn so lange an meine Gesellschaft zu gewöhnen, bis er Futter von meinen Fingern nehmen und auf dem Handschuh verzehren würde. Ich hatte vor, ihn dann frei fliegen zu lassen – zumindest in jenen Teilen der Wohnung, in denen er nicht viel Schaden anrichten und sich nicht verletzen konnte – und ihn gelegentlich mit Futter auf meine Hand zurückzulocken. Immer wenn ich ihm einen Leckerbissen zeigte, wurde das von einem ganz bestimmten Pfiff begleitet – der sonst nie ertönte –, und meine Hoffnung war, dass er mit der Zeit allein auf diesen Pfiff reagieren würde, Belohnung hin oder her. Dann würde sich allmählich die Art von Beziehung entwickeln, der ich voller Zuversicht entgegenblickte.

Das Problem war, dass Wellington offenbar nicht aufgepasst hatte, als ich ihm all das erklärte. Abend für Abend, Woche für Woche hockte er (kurz) auf meiner Faust, etwa so vertrauensvoll und entspannt wie ein Schrotthändler beim Besuch eines Wirtschaftsprüfers der britischen Steuerbehörde. Für einen so kleinen Vogel wie Wellington musste ich die Küken zerschneiden – eine äußerst unangenehme Arbeit. Aber ich unterdrückte mein Schaudern, nahm einen der schleimigen Batzen von der Untertasse, hielt ihn Wellington hin und versuchte mit verführerischem Charme zu pfeifen und zu gurren. Wellington tänzelte, wich aus und presste fest den Schnabel zu, wie ein Kleinkind, das den Löffel mit Rahmspinat auf sich zukommen sieht. Ich ließ den „Leckerbissen“ vor seinen wütenden Augen baumeln; ich strich ihm damit über den Schnabel; nach etwa einer Stunde konnte ich kaum noch den Impuls unterdrücken, den störrischen Schnabel aufzustemmen und ihm den Happen mit dem stumpfen Ende eines Bleistifts in den Schlund zu schieben. Alles vergebens; anders als sein geselliger Namensvetter speiste Wellington entweder allein in seinem Käfig oder gar nicht.

Der geborgte Kistenkäfig war eindeutig nur eine temporäre Notlösung. Damit Wellington nicht die ganze Zeit eingesperrt sein musste, wenn ich ihn nicht an seiner Leine hielt, baute ich ihm als Erstes einen "Cadge". Dies war einfach ein tragbarer Holzblock, der in einer Kiste stand, groß genug, um Ausscheidungen aufzufangen und Wellington kurze Spaziergänge an der Leine zu ermöglichen. Rasch hatte ich alles beisammen – eine Saatkiste, einen kleinen Holzklötz, an dem ich für die Leine eine Ringschraube befestigte, und den *Sunday Telegraph* der letzten Woche – und baute es auf dem Kistenkäfig auf. Von hier aus konnte Wellington die weiteren Vorbereitungen verfolgen.

Der Grundriss meiner Wohnung bestimmte meine Pläne für Wellingtons endgültiges Quartier. Vom fensterlosen L-förmigen Flur führten links und rechts die beiden ersten Räume ab – das Bad und das Zimmer, das ich als Büro nutzte – Letzteres mit einem Fenster auf einen kleinen Balkon. An diesen Türen vorbei führte der Flur direkt auf mein Schlafzimmer zu, links befand sich die Küche und rechts der große Wohnraum. Dieser Wohnraum war der Hauptgrund gewesen, warum Roy und ich uns damals für diese Wohnung entschieden hatten; er war geräumig, hell und luftig, und die Südseite war nahezu vollständig verglast. Von hier aus hatte man einen Panoramablick auf hohe Gebäude vor einem unendlichen Himmel – eine Art Mini-Manhattan, am helllichten Tag ebenso eindrucksvoll wie nach Einbruch der Nacht, wenn alles von Lichtern funkelte. In den Raum schien den ganzen Tag über die Sonne; am anderen Ende ging ein weiteres großes Fenster nach Westen, über eine niedrige Dachlandschaft hinüber zur grünen Erhebung des alten Croydon Airport, einige Meilen entfernt. Rechts von diesem Fenster führte seitlich eine Glastür auf den Bürobalkon hinaus. Dabei handelte es sich eigentlich nur um einen besseren Betonsims, der vom darüberliegenden Nachbarbalkon schattig überdacht wurde, aber doch immerhin an sonnigen Nachmittagen Platz für zwei Liegestühle und einen Kasten Bier bot.

Mir schwebte die Konstruktion eines Käfigs vor, der genau auf diesen Balkon zugeschnitten war, ein Käfig von den Maßen eines geräumigen Kleiderschranks, groß genug, dass Wellington ein paar Flügelschläge weit hin und her fliegen konnte. Hier konnte er an der frischen Luft vor sich hin dösen, während ich tagsüber in der Arbeit war, und hatte abends einen interessanten Ausblick; gleichzeitig war er durch den darüberliegenden Balkon vor Wetterunbilden geschützt. Zwar würde die Distanz zur

Nachbarwohnung nur knapp einen Meter betragen, doch war meine Nachbarin Lynne glücklicherweise eine gute Freundin, die dem Hausmeister ebenso wenig Sympathie entgegenbrachte wie ich. Ich versicherte ihr, Eulen der Spezies *Athene noctua* seien nicht für ihren lauten nächtlichen Gesang bekannt. Und obwohl diese Behauptung eher Wunschdenken entsprang, bestätigte sie sich. Wellington befand sich so weit von seinem natürlichen ländlichen Habitat entfernt – und in so luftiger Höhe –, dass er eigentlich keinen Grund hatte, mit lauten Rufen seine Reviergrenzen zu verteidigen; es wären ohnehin keine Artgenossen in der Nähe gewesen, die es gehört hätten.

\*            \*            \*

Erst einmal bedeckte ich mehrere Bögen Millimeterpapier mit Kritzeleien, bevor mich mein Entwurf zufriedenstellte. Da der Balkon klein und nur von dieser einen Tür aus zugänglich war, durfte die geplante Konstruktion, wenn ich mich seitlich noch daran vorbeidrängen wollte, höchstens 60 cm breit sein; Länge und Höhe jedoch konnten jeweils 1,80 m betragen. Das hintere Ende des Käfigs wollte ich komplett mit Sperrholz verschalen, ein Bereich von der Größe einer Telefonzelle; dieser würde eine Hütte enthalten, in die Wellington sich zurückziehen konnte, wenn er keine Lust auf Gesellschaft verspürte (bei ihm offenbar eher der Normalzustand), außerdem eine Sitzstange direkt außerhalb seiner „Türschwelle“ und ein Wandbrett, auf dem er fressen konnte. Der Rest des Käfigs würde aus einem mit Drahtgeflecht bespannten Holzrahmen bestehen; mehrere aus Ästen gefertigte Sitzstangen sollten in unterschiedlicher Höhe schräg über Eck verlaufen.

Obwohl ich alles andere als ein talentierter Heimwerker bin, betrachtete ich meine Konstruktion der Käfigtür als wahren Geniestreich, beinahe patentwürdig. Die *Windrow Typ 1 Doppel-Schwingtür für Eulenkäfige* bestand aus mit Drahtgeflecht bespannten Holzrahmen, die den inneren Käfigmaßen entsprachen, und wurde am vorderen Ende der langen „Fassade“ angebracht. Es handelte sich um eine Doppeltür, deren zwei Türen, mit einem Scharnier verbunden, hintereinander angebracht waren, sodass eine Tür sich nach innen, die andere nach außen öffnete. Nun musste ich nur noch dafür sorgen, dass Wellington im hinteren Teil des Käfigs saß, dann konnte ich die erste Innentür schließen, indem ich an einem Draht zog. Daraufhin konnte ich die äußere Tür öffnen, den Käfig betreten und die Tür wieder hinter mir schließen, mich also in eine „Eulen-Schleuse“ begeben. In dieser Schleuse war gerade so viel Platz, dass ich die Innentür aufziehen und hinter mir zumachen konnte, sodass Wellington

und ich uns nun im selben Raum befanden und ihn während des gesamten Vorgangs immer eine Tür am Davonfliegen gehindert hatte. Jetzt würde ich ihn in einen Korb locken, den Käfig auf demselben Weg verlassen und Wellington in die Wohnung tragen.

Mit stolzgeschwellter Brust begab ich mich eines Samstagmorgens in den nächsten Baumarkt. Hier bekam ich alles Nötige, hatte aber ein paar Kleinigkeiten nicht bedacht – vor allem das Problem, acht Holzplatten mit einem Querschnitt von  $2,5 \times 5$  cm und einer Länge von 1,80 m, drei riesige Sperrholzplatten in Marinequalität (für Wellington nur das Beste) und etliche Rollen Drahtgeflecht auf einem wackligen Einkaufswagen durch den engen Kassenbereich zu manövrieren. Der zweite Akt dieser grausamen Komödie fand draußen auf dem Parkplatz statt, wo ich vor dem Problem stand, den ganzen Krempel in meinem Wagen unterzubringen, beziehungsweise oben auf dem Dach sicher zu vertäuen. («Mami, guck mal, der komische Mann mit dem roten Gesicht und den blutigen Händen, der die ganze Zeit flucht! Warum reißt ihm denn dauernd die Schnur?»)

Nachdem ich mich gegen Mittag zu Hause dank kühlen Biers und der Abwesenheit menschlicher Zuschauer wieder beruhigt hatte, breitete ich meine Schätze auf dem Wohnzimmerboden aus und machte mich an die Arbeit. Mein Plan war, sämtliche Einzelteile erst einmal in der Wohnung zusammenzubauen, dann alles auf den Balkon hinauszumanövrieren und dort zu montieren. Eigentlich ein vernünftiger Plan, obgleich mir die nächsten sechsunddreißig Stunden gnadenlos die Grenzen meiner Fähigkeiten als autodidaktischer Schreiner aufzeigten. Jede Messung erwies sich als den entscheidenden Zentimeter zu kurz oder zu lang. Jedes abgezwackte Drahtende stach mir unweigerlich in die Handfläche. Jede Klammer, die ich mit dem Hammer in das astlochreiche Holz treiben wollte, verbog sich und war nicht mehr zu gebrauchen. Die Scharnierschrauben ließen das Holz splintern, und gegen ein Uhr in der Nacht auf Sonntag entdeckte ich, dass mir drei der nötigen Befestigungswinkel fehlten.

Am Sonntagabend war ich, schweißüberströmt und mit Sägemehl bedeckt, halb tot vor Erschöpfung, und das Wohnzimmer glich einer Baustelle – aber, hurra, der Käfig stand! Unter mehreren Schichten Wetterschutzlack leuchtete ein sanfter Goldton, der Doppeltür-Mechanismus funktionierte reibungslos und wie geschmiert, und der Käfigboden war mit schneeweichen Zeitungen ausgelegt – ein wahrer Eulenpalast! Nun wurde Wellington ordnungsgemäß hineingesetzt, ein Bild hochmütigen Undanks. Doch kaum hatte ich mir ein weiteres Bier eingeschenkt und mich hingesezt, läutete es an der Tür. Es war Attila, der Hausmeister.

Seit meiner Einzugsparty vor vielen Jahren waren wir uns möglichst aus dem Weg gegangen. Da mir nur allzu klar war, dass Wellingtons Existenz eklatant gegen eine Klausel des Mietvertrags verstieß, nahm ich meinen ganzen Mut zusammen, um mich wortgewaltig zu verteidigen. Nach dem, was ich am Wochenende durchgemacht hatte, war ich wild entschlossen, allen Unterdrückern die Stirn zu bieten, notfalls bis zum Obersten Gerichtshof und darüber hinaus, aber dann ging es – zu meinem ungläubigen Staunen – mit keinem Wort um verbotene Tierhaltung. Offenbar hing das Problem mit einer anderen Zusatzvereinbarung oder Nebenklausel des Mietvertrags zusammen, die ich übersehen hatte und die Mietern untersagte, irgendetwas auf den Balkon zu stellen, das vom einheitlichen Farbton der Wohnblockfassade abwich. Da mein Balkon auf ein Gaswerk ging, das zwischen tristen Straßen voll kleiner Reihenhäuser lag, die im Lauf des Jahres ohnehin abgerissen werden sollten, gab es an der Ästhetik dieser Gegend eigentlich nichts mehr zu verderben. Nichtsdestoweniger verlangte der Hausmeister glattweg, ich solle meinen „Schrank“ umgehend entfernen. Vor lauter Erleichterung, dass er nicht weiter nachgeforscht hatte, erklärte ich mich dazu bereit.

Früh am nächsten Morgen begab ich mich auf einen Erkundungsgang und nahm von der Straße her die Fassade in Augenschein. Nachdem ich aus verschiedenen Entfernungen um mehrere Ecken gespäht hatte, entdeckte ich, dass der obere Teil des Käfigs tatsächlich zu sehen war, aber nur aus mindestens 150 m Abstand. Er war von der Balkonbrüstung und vom höhlenartigen Schatten des darüber liegenden Balkons fast vollständig verdeckt, und das Einzige, was ins Auge fiel, war die matt leuchtende Lackierung von Wellingtons Unterschlupf am Ende des Käfigs. Untröstlich über die drei Schichten sorgfältig aufgetragenen Marinelacks, machte ich mich auf den Weg, um 250 ml mattschwarze Farbe zu kaufen. Gegen Mittag hatte ich mich bei einer zweiten Geländebegehung davon überzeugt, dass Wellingtons Behausung nun von der Straße aus nicht mehr zu sehen war. Da der Mietvertrag Balkonbepflanzung erlaubte, investierte ich noch in einen schnell wachsenden Kletterknöterich und einen Eimer Blumenerde. Innerhalb weniger Wochen war Wellington hinter einer zweiten Tarnschicht verschwunden, und der *Apparatschik* des Vermieters ließ nichts mehr von sich hören.

\* \* \*

Einige Wochen später stand ich vor dem drängenden Problem, einen Futtervorrat für meine Eule anlegen zu müssen. Ich hatte die Nummer eines nicht allzu weit

entfernten Brutbetriebs entdeckt und mir telefonisch bestätigen lassen, dass ich dort Küken kaufen konnte. Allerdings musste ich sie am frühen Vormittag abholen, bevor der Schweinefutter-Mann kam und alles mitnahm. Da ich im Job zu sehr unter Termindruck stand, um mir einen Morgen freizunehmen, ging es nur am Samstag. Doch schon am Dienstag wurden die Küken knapp, und ich musste zu Notmaßnahmen greifen.

Gewiss konnte ich Wellington mit einer anderen Fleischsorte vertrösten, solange sie blutig und zerstückelt war und Fell oder Federn hatte, denn diese Ballaststoffe brauchte er für sein Verdauungssystem. Zum Beispiel rohes Kaninchen – das war doch naturnah genug? In meiner Kindheit hatte ich im Herbst reihenweise erlegte Kaninchen vor Metzgereien hängen sehen, mit Blechnäpfen unter den Schnauzen, die das herabtropfende Blut auffingen. Die meisten Feinkostlieferanten für das Restaurantgewerbe gab es in Soho, nur etwa zehn Gehminuten von meinem Büro in Covent Garden entfernt. Also machte ich in der Mittagspause einen Spaziergang dorthin und suchte nach einem Metzger alter Schule, der Wild *au naturel* verkaufte. Die Suche war vergeblich; offenbar rümpft der moderne Städter die Nase, wenn er zu drastisch daran erinnert wird, wo Fleisch tatsächlich herkommt.

Am folgenden Tag machte ich mir allmählich Sorgen und beschloss, meinen Suchradius auszudehnen. Es ist ein traditioneller Mythos, dass man im Kaufhaus Harrods in Knightsbridge alles bekommt, was das Herz begehrt, und die Lebensmittelabteilung ist berühmt. Also plante ich eine lange Mittagspause ein und fuhr mit der U-Bahn Richtung Westen. Ich betrat den saalartigen Gastronomie-Tempel, in dem gedämpfte Stille herrschte, fand den Weg zur Fleischtheke ... und tatsächlich hingen dort Kaninchen, ordentlich vor der Marmorwand aufgereiht. Sie wirkten geradezu kultiviert, passend zur Umgebung.

Ich war so auf mein Ziel fixiert gewesen und so erleichtert, endlich angelangt zu sein, dass ich gar nicht überlegt hatte, was ich sagen würde, bis sich mir ein Angestellter näherte: ein silberhaariger Gentleman, tadellos gekleidet, in makellos sauberer Schürze, der die ruhige Würde eines Bischofs ausstrahlte.

»Und wie kann ich Ihnen heute behilflich sein, Sir?«

»Ich möchte bitte ein Kaninchen.«

»Selbstverständlich, Sir. Wünschen Sie ein Zuchtkaninchen oder ein Wildkaninchen?«

»Hmmm... Was ist denn der Unterschied?«

(In seinem Blick ein fast unmerklicher Hauch von Mitleid:) »Es heißt allgemein, Sir, dass Zuchtkaninchen größer und zarter sind, wogegen Wildkaninchen über mehr Aroma verfügen.«

»Äh ... dann bitte ein Zuchtkaninchen.«

»Sehr gerne, Sir.« Der Bischof drehte sich um und nahm hinter der Theke einen der felligen Kadaver vom Haken. »Sie wünschen es zweifellos gehäutet, Sir?«

»Oh... äh – nein, nein danke – lassen Sie das Fell dran, geht das?«

»Natürlich, Sir.« Er begann das Kaninchen einzuwickeln. Aber dann fiel mir ein, dass ich bei gelegentlichen Jagdausflügen auf der Waterfarm beobachtet hatte, was es heißt, ein Kaninchen zu zerlegen – und mir wurde klar, dass sich in meiner schlicht ausgestatteten Junggesellenküche kein geeignetes Messer für diese Aufgabe finden würde. Jetzt wurde es peinlich...

»Hm – was ich noch sagen wollte – äh, könnten Sie es mir vielleicht zerhacken? Mit Fell, meine ich? In ziemlich kleine Stückchen?«

Der Bischof stand reglos da und sah mich unverwandt an, wobei sein glänzend rasiertes Gesicht vollkommen ausdruckslos blieb. Dann begann er langsam und deutlich zu sprechen: »Sir wünschen also, dass ich dieses Kaninchen – am Knochen – ungehäutet – in *kleine Stückchen* zerteile...?«

»Ja – ja, das wäre nett... Äh, es ist nicht für mich.« Ich wollte ihm erklären, für *wen* es war, aber dann verließ mich der Mut.

Mit dem Rücken zu mir tat er, wie ihm geheißen. Obwohl er viele Jahre lang anspruchsvolle Kunden bedient hatte, war das wohl selbst für ihn eine Premiere. Während er sein Hackbeil schwang, werkelte neben ihm an der marmornen Arbeitsfläche einer seiner Mitpräläten. Sie steckten die Köpfe zusammen, und kurz darauf wandte sich der andere Metzger um und streifte mich mit einem raschen, unergründlichen Blick. Die Minuten, bis ich endlich einen Geldschein auf die Theke werfen und flüchten konnte, zogen sich endlos in die Länge. Es dauerte ein paar Monate, bis ich mich wieder dort hintraute.

\* \* \*

Ich fand nie heraus, ob Wellington dieses unter Qualen erstandene Kaninchen überhaupt angerührt hat. Bei unseren nächsten frustrierenden Abendsitzungen verschmähte er die Hasenbrocken jedenfalls, weshalb ich einige davon in seinem Balkonkäfing deponierte, wenn ich ihn nachts hinaustrug. Vielleicht hat er sich ja

herabgelassen, ein paar Brocken zu probieren, als er allein war, vielleicht hat er sie aber auch verächtlich zischend in eine Ecke seiner Hütte gekickt.

Am folgenden Samstag kaufte ich mehrere Monatsrationen Küken und musste dafür mein kleines Gefrierfach räumen. (Und, ja – einmal machte ein Gast, der Eiswürfel für seinen Gin Tonic suchte, eine verblüffende Entdeckung...)

Der Herbst verging, und es wurde Winter, und da ich Wellington immer noch zu zähmen versuchte, setzte sich unser mentaler Wettstreit fast jeden Abend fort. Ich hatte auf ein ganz bestimmtes Signal gewartet, das klassische Zeichen dafür, dass ein Vogel beschlossen hat, sich über die Gegenwart seines Menschen zu freuen: Hält man ihm die Faust hin, lässt er sich aufgeplustert darauf nieder, steht auf einem Bein und macht ein Nickerchen. Avrils Käuzchen, Wol, hat fast sein ganzes Leben in dieser Pose verbracht. Selbst Dicks Falken, die wahre Messerkämpfer waren, schienen nur verschlafen zu lächeln, wenn er ihre Brustfedern streichelte. Wellington jedoch versteifte sich bei der leisesten Berührung und demonstrierte etwas, was unter Falknern „abspringen“ genannt wird.

Wenn ein scheuer Vogel über irgendetwas erregt ist, springt er ruckartig von der Faust in die Luft, soweit Fesseln und Leine es zulassen, und lässt sich dann fallen, bis er kopfunter von der Hand herabhängt und auf diese Weise trotzig signalisiert, dass er keinerlei Absicht hat, konstruktiv am Geschehen mitzuwirken. Wellington litt weder Schmerzen noch hatte er ein Gebrechen; mit einem einzigen Flügelschlag hätte er sich wieder aufrichten können – was er schnell bewies, wenn er einmal zufällig von seiner Stange plumpste. Aber bei unseren Sitzungen? Nein; da hing er von meiner Hand, drehte sich langsam mit halb geöffneten Schwingen und weigerte sich hartnäckig, Vernunft anzunehmen. Wer dieses Verhalten nicht gewohnt ist, erschrickt natürlich – man hat Angst, der Vogel könnte sich verletzen. Hat man ihm dann aber zwanzigmal pro Stunde aufgeholfen und ihn wieder auf die Faust gesetzt, nur um jedes Mal mit einem weiteren *Kamikaze*-Sturzflug belohnt zu werden, wird man allmählich gereizt.

Wer jetzt kapituliert und das verflixte Tier wieder in seinen Käfig setzt, verliert zehn Punkte. Wellington besiegte mich bei diesem Spiel jedes Mal souverän. Er wollte kein Futter aus meiner Hand fressen; er wollte sich nicht von mir streicheln lassen; er wollte nicht mal länger als ein paar Sekunden auf meiner Faust sitzen. Wellington, als Tier, das die Evolution zum einsamen Dasein des unermüdlich wachsamem Jägers bestimmt hatte, verfügte über endlose Geduldsreserven. Ich – dazu bestimmt, auf der Jagd nach dem Abendessen mit meinen Artgenossen durch die Savanne zu jagen – verfügte darüber nicht.



\* \* \*

Als ich in jenem Winter 1977/78 eine einwöchige Geschäftsreise antreten musste, erklärte Dick sich netterweise bereit, Wellington während meiner Abwesenheit in einer freien Voliere zu beherbergen. Als ich nach meiner Rückkehr einen Termin vereinbaren wollte, um Wellington abzuholen, klang Dicks Stimme am Telefon kleinlaut. Er gestand mir, dass Wellington in einer Ecke des Drahtgeflechts einen Riss entdeckt und in die Nacht hinaus entflohen sei.

Meine Reaktion auf diese Nachricht war ausgesprochen ambivalent. Einerseits tat es mir leid, dass Dick meinetwegen ein schlechtes Gewissen hatte; andererseits war ich aufrichtig erleichtert, von diesem zum Scheitern verurteilten Projekt entbunden zu sein, ohne dass ich die Entscheidung selbst hatte treffen müssen. Zu behaupten, dass ich Wellington liebgewonnen hatte, wäre absurd gewesen. Er war ein Gefangener gewesen und ich sein Wärter; so hatte unsere Beziehung auch nach vier Monaten noch ausgesehen, ohne jede Hoffnung, dass sich daran jemals etwas ändern würde. Es blieb mir also nichts anderes übrig, als diese Erfahrung abzuhaken und so weiterzuleben wie bisher.

Aber es sollte anders kommen. Im Lauf der Wochen fand ich meine Abende zu Hause, die sich auf nichts mehr fokussierten, irgendwie unerfreulich. Der leere Käfig auf meinem Bürobalkon – den ich jedes Mal, wenn ich mich an die Schreibmaschine setzte, vor Augen hatte – war ein ständiger Vorwurf. Mein ursprünglicher Wunsch, einer Eule ein Zuhause zu bieten, hatte zwar einen Dämpfer erlitten, war aber nicht erloschen, und ich dachte immer wieder über die Kluft nach, die zwischen dem lag, was ich angestrebt, und dem, was ich erreicht hatte. Während der Weihnachtstage, die ich im Kreis der Familie auf der Water Farm verbrachte, wurde ich durch die freundliche, flauschige Gegenwart Wols, der die Festivitäten von seinem schattigen Hochsitz auf dem Küchenbuffet aus ruhig präsierte, ständig daran erinnert. Und im neuen Jahr gestand ich mir ein, dass ich mir immer noch eine Eule wünschte. Aber was für eine Eule?

\* \* \*

Nach Wellington wollte ich keine *Athene noctua* mehr, aber es würde ja kein Problem sein, eine Schleiereule zu bekommen – *Tyto alba* (heutzutage gibt es davon

wesentlich mehr Exemplare in Gefangenschaft als in Freiheit, teilweise Vögel, die verletzt gefunden und aufgezogen wurden). Die Schleiereule ist der Star der Natur-Dokus im Fernsehen. Man könnte fast meinen, die Filmemacher stünden vor den Nistkästen Schlange. Der lateinische Name bedeutet Weiße Eule; in Großbritannien nennt man die Schleiereule manchmal auch ‚Kreischeule‘, weil ihr gruseliges Kreischen manchmal Landbewohnern, die spätabends noch ihren Hund ausführen, das Blut in den Adern gefrieren lässt. (In Amerika jedoch ist ‚Kreischeule‘ der Name einer anderen Spezies.) Die gängige Bezeichnung Barn Owl (‚Scheuneneule‘) ist darauf zurückzuführen, dass sie in landwirtschaftlichen Gebäuden nistet und auf Bauernhöfen und Feldern jagt, zum eigenen Nutzen ebenso wie zum Nutzen der Menschen.

Das streng herzförmige Gesicht der Schleiereule verleiht ihr einen hochmütigen Ausdruck selbstbewusster Würde, und ihr herrliches golden-gelbbraunes, mit dunklen Flecken gesprenkeltes Gefieder ist sehr auffällig (manchmal ist man ganz verblüfft, weil sie sich so geisterhaft lautlos genähert hat), da sie in ihrem Territorium nicht nur nachts auf Jagd geht, sondern auch am helllichten Tag. Ihr fotogenes Aussehen in Verbindung mit den prekären Populationszahlen prädestiniert sie zum Aushängeschild der Naturschützer; und für Naturfotografen und Filmemacher ist ihr flexibler Zeitplan ebenso praktisch wie ihre Neigung, in der Nähe von Menschen zu leben. Doch ich muss gestehen, dass ich mich für die Schleiereule, so schön und anmutig sie zweifellos ist, nie so recht erwärmen konnte; außerdem hatte ich in Büchern gelesen, dass sie zwar in Volieren gedeiht, sich aber nur sehr begrenzt als Haustier eignet.

Der Waldkauz – *Strix aluco* – geht Leuten mit Filmkameras und Dokortiteln geflissentlich aus dem Weg und lebt viel zurückgezogener als *Tyto alba*. Er bevorzugt die Ansitzjagd und jagt weniger im Suchflug, erträgt menschliche Nähe lange nicht so gut wie die Schleiereule und sitzt die meiste Zeit reglos und gut getarnt auf Bäumen im Wald. Es wäre nur logisch, wenn Menschen diese Eule unnahbar und weniger sympathisch fänden, aber menschliche Emotionen funktionieren anders. Wer beim Anblick eines Käuzchen nicht sofort den Drang verspürt, es zu knuddeln, muss schon ein Herz aus Stein haben. Es ist bekannt, dass Menschen sich instinktiv am stärksten zu Tieren hingezogen fühlen (vor allem zu jungen Tieren), die einen weichen Pelz oder ein weiches Gefieder haben und deren Gesicht unserer Vorstellung von einem Gesicht entspricht. Bei diesem „Ooohh...!“-Faktor handelt es sich natürlich nur um sentimentalen Anthropomorphismus, aber seine Macht ist nicht zu leugnen, wir kommen nicht dagegen an.

Wir identifizieren uns mit Eulen, weil sie über eine aufrechte Haltung und ein erkennbares Gesicht verfügen. Waldkäuze haben außerdem einen runderen Kopf als Schleiereulen und einen runderen Gesichtsschleier mit weicheren Konturen, der weniger aristokratisch wirkt. Ihre dunklen Augen sind verhältnismäßig groß und, anders als die Augen der Schleiereule, nicht durch einen weichen vertikalen Grat überstehender Federn weit voneinander getrennt. Stattdessen scheint der spitze ‚Haaransatz‘ aus kurzen, farblich kontrastierenden Federn, die von der ‚Stirn‘ herunterwachsen, den oberen Rand des Gesichtsschleiers in zwei „Augenbrauen“ zu unterteilen. Den kurzen hakenförmigen Schnabel nehmen wir automatisch als „Nase“ wahr.

Die feinen Bewegungen der winzigen dichten Gesichtsfedern des Waldkauzes verleihen diesem Gesicht für unser Empfinden mehr Ausdruck als die strenge, herzförmige Maske der Schleiereule. Natürlich entsprechen diese Änderungen im Ausdruck keineswegs dem Mienenspiel eines Menschen, aber es sieht zumindest so aus – vergleichbar damit, dass ein keuchender Hund zuweilen zu lächeln scheint. In Ruuehaltung hingekauert und aufgeplustert wie ein Landbrot, sehen Waldkäuze schläfrig-zufrieden und behaglich aus, und ihr braunes und cremeweißes Gefieder wirkt weicher als das der schnittigeren Schleiereule. Und schließlich steht der Waldkauz in dem Ruf, sich sehr gut als Haustier zu eignen.

Nur ganz kurz spielte ich mit dem Gedanken an eine majestätische (und, was mir wichtiger schien, meist schweigsame) *Tyto alba*, aber letztlich fiel mir die Wahl leicht; ich wollte auch ein Käuzchen.

\* \* \*

In Großbritannien stehen sämtliche Raubvögel sowie ihre Gelege und Nestlinge strikt unter Naturschutz. Ich sprach mit Dick über meine Pläne, und er telefonierte mit den zuständigen Leuten, damit alles gemäß der gesetzlichen Formalitäten abgewickelt wurde. Nach einer Weile erhielten wir Bescheid, und es wurde ein Preis genannt, zu dem ich mir ein Ei reservieren lassen konnte: im kommenden Frühjahr das erste Ei, das ein Waldkauzweibchen im Gehege eines lizenzierten Raubvogelzüchters legen würde. Ich wagte den Sprung und gab die Bestellung auf.

Offenbar war es wichtig, welches Ei man wählte. In Gefangenschaft – wo die Natur unter optimalen Bedingungen nachgeahmt wird, also mit reichlichem Nahrungsangebot –

legen die Waldkauzweibchen bis zu fünf Eier. Genau wie in der Natur werden diese Eier zeitversetzt in Intervallen von mindestens zwei, manchmal auch mehr Tagen gelegt. Das Eulenküken, das etwa vier Wochen später aus dem ersten Ei schlüpft, hat von Anfang an einen Vorsprung gegenüber seinen Geschwistern. Mindestens zwei Tage lang, und oft sogar länger, genießt es die ungeteilte Aufmerksamkeit der Eltern und muss das Futter mit niemandem teilen. Wenn die Geschwister schlüpfen, ist es bereits größer und stärker als sie, schreit lauter und beharrlicher nach Futter und hat so eine bessere Chance zu gedeihen.

In der Natur ist diese Bevorzugung durch die Vogeleltern besonders in jenen Zeiten ausgeprägt, in denen es an Beute mangelt; so besteht die größte Chance, dass wenigstens *ein* robustes Küken in guter Verfassung überlebt, um die enorme Aufgabe zu bewältigen, auf sich allein gestellt durch seinen ersten Herbst und Winter zu kommen. Waldkauzküken mögen entzückend aussehen (im Gegensatz zu den geierhaften Babys der Schleiereule), doch in Zuchtanlagen herrscht unter jungen Raubvögeln ein ebenso gnadenloser Konkurrenzkampf wie im Wald, und es geschieht häufig, dass eines oder sogar mehrere der zeitversetzt geschlüpften Küken im Nest umkommen. Und da die Natur nun einmal ist, wie sie ist – und der Appetit der Geschwister unersättlich –, enden diese kleinen Pechvögel in den Mägen der anderen Küken.

Es herrscht zudem der Glaube vor, das erste Ei sei weiblich, da Waldkauzweibchen größer werden als Männchen. Diese Frage ist problematisch, da sich das Geschlecht einer jungen Eule nur mit intrusiven Untersuchungen und sehr viel Erfahrung bestimmen lässt, nicht einmal durch eine Röntgenaufnahme. Wie alle Vögel verfügen auch Eulen über keine äußeren Genitalien. Eine ausgewachsene weibliche Eule mag 25 % mehr wiegen als ein männliches Tier, doch bei Jungeulen besteht keinerlei Unterschied in Größe oder Färbung. (Obwohl ich gleich von der Annahme ausging, bei meiner Eule handle es sich um ein Waldkauzweibchen, überzeugte mich erst später, als sie schon ein paar Jahre alt war, ein ganz bestimmtes Verhalten davon, dass es sich tatsächlich um eine „Sie“ handelte.)

\* \* \*

Anfang April 1978 kam die Mitteilung, dass „mein“ Ei gelegt und aus dem Nest genommen worden sei und nun in einem Inkubator ausgebrütet werde. Etwa vier Wochen später erfuhr ich, das Küken sei nun erfolgreich geschlüpft und werde vom

kleinen Sohn des Züchters aufgezogen. In diesen ersten Wochen müssen die Küken mehrere Male täglich von Hand gefüttert werden, mit irgendwelchen möglichst klebrigen Happen, die man aufs Ende eines Streichholzes spießt. Des weiteren erfuhr ich, dass der kleine Junge seinen Dad gefragt hätte, wie er das Käuzchen nennen solle; und als die Antwort lautete, am besten nach etwas, das er total gern möge, habe das Kind kurz nachgedacht und dann verkündet, es solle „Nutellabrot“ heißen.

Endlich, an einem herrlich sonnigen Samstag Ende Mai, fuhr ich zur Water Farm, um das zweite Kapitel meiner Beziehung zu Eulen aufzuschlagen. Es war eine sehr nachdenkliche Fahrt. Aus irgendeinem freudlosen Winkel meiner Seele fragte andauernd eine leise, skeptische Stimme, ob mir denn wirklich klar sei, worauf ich mich da erneut einließ – Schmutz, Unannehmlichkeiten, Komplikationen für mein Sozialleben und letztlich eine neue Enttäuschung. Ob es nicht besser wäre, pragmatisch zu sein und einfach zuzugeben, dass ich mit Tieren nun mal nicht umgehen könne? Normalerweise vermag mich die Abfahrt vom Bluebell Hill, wenn plötzlich halb Kent unter einem ausgebreitet liegt, auch am tristesten Tag aufzuheitern, doch an jenem sonnigen Samstag hatte ich keinen Blick dafür.

Die Ankunft auf der Water Farm gestaltete sich wie immer sehr entspannt, unter anderem deshalb, weil man dort erst einmal gar nicht beachtet wird. Ein Empfangskomitee gab es nie; man begegnete den einzelnen Familienmitgliedern nach und nach auf dem Grundstück – Kaffee trinkend unterm Weidenbaum am Ententeich oder mit einer bäuerlichen Tätigkeit auf der Schafskoppel beschäftigt. Hinter dem alten Traktorschuppen hörte man Schleif- und Bohrlärm, weil Dick dort an irgendeinem rostigen, von der US-Armee 1945 ausgemusterten Teil eine komplizierte Operation durchführte, und wenn der Lärm dann irgendwann verstummte, wusste man, dass Dick eine Pause einlegte. Ich fand diese Zeitspanne nach der Ankunft immer erholsam, weil sie mir Gelegenheit gab, das Dröhnen der Autobahn aus dem Kopf zu kriegen und mich wieder auf menschliche Gespräche einzustimmen. So war es auch an jenem Samstag, und nicht das kleinste Zeichen wies darauf hin, welche folgenreiche Begegnung mir unmittelbar bevorstand.

Ich: »Wo ist es?«

Dick: »In der Küche.«

Die Tür, die direkt in die große Bauernküche führte, stand wie immer offen, und ich trat in den kühlen Schatten. Wol döste droben auf dem Buffet vor sich hin und achtete gar nicht auf mich. Ich sah mich suchend um – sicher stand hier irgendwo ein

Lebensmittelkarton herum, aus dem, wenn ich mich näherte, erschrecktes Krallentrippeln ertönen würde. Aber nichts dergleichen – kein Getrippel, kein Karton.

Auf einer Stuhllehne, am offenen Fenster in der Sonne, saß ein gut zwanzig Zentimeter großes Wesen, das an einen tollpatschigen Spielzeugpinguin mit operierter Nase erinnerte. Es sah aus, als stecke es in einem einteiligen Strickoverall aus hellgrauem, braun besticktem Flaum mit angenähter Sturmhaube. Aus dem Gesichtsloch der Sturmhaube blickten zwei große, glänzend schwarze Augen vertrauensvoll zu mir empor. »Piep«, machte das Flaumbündel leise. Entzückt beugte ich mich vor. Das Bündel zwinkerte mit den pelzigen grauen Augenlidern und sprang dann zielstrebig auf meine rechte Schulter. Es fühlte sich an meiner Wange an wie eine große, warme Pusteblume und duftete wie ein zartes junges Kätzchen. »Piep«, wiederholte es ganz sanft.

\* \* \*

Sonntagabend fahren wir zusammen nach London zurück. Dick hatte mir diesmal nicht beim Anlegen der Fesseln helfen müssen; ich hatte mir geschworen, diesen Vogel niemals anzuketten. Entweder würde er freiwillig zu mir kommen oder gar nicht. Die Eule trat die Reise in einem Karton an, entwischte aber bald und kletterte auf meine Schulter. Seelenruhig meisterte sie diese umwälzend neue Erfahrung. Schon auf halbem Weg nach London hatte sie gelernt, wie man sich in die Kurven legt, um die Balance zu halten, und manchmal hielt sie sich zart mit dem Schnabel an meinem Ohr fest. Liebe auf den ersten Blick – wenn sie einen spät trifft, dann mit voller Wucht. Mich traf sie mit 34 Jahren, und ich sollte die nächsten fünfzehn Jahre von ihr erfüllt bleiben.

## 2

**Eulen – wissenschaftliche Fakten und Volksglaube**

Soweit sich die Evolution zurückverfolgen lässt, entstammte meine Eule einer sehr viel älteren Linie als Sie und ich, und wenn in ihrem vollgepackten Köpfchen noch Raum für spekulatives Denken gewesen wäre, hätte sie jedes Recht gehabt, auf uns Menschen als jämmerlich langsam lernende Wesen herabzublicken.

Über die Entwicklung der Vögel wissen wir viel weniger als über die der meisten anderen Tiergattungen, denn ihre zarten Knochen haben nur selten als Fossilien überdauert, und selbst die Fossilien, die erhalten geblieben sind, lassen sich nur ganz schwer bestimmen. Heute geht man davon aus, dass Vögel von den Dinosauriern abstammen, doch die Gelehrten streiten sich immer noch darüber, wie genau dies vonstattenging. Der älteste Beweis für diese Spezialisierung ist seit langem als *Archaeopteryx* bekannt, von dem man in Deutschland im 19. Jahrhundert einige feinziselierte Abdrücke gefunden hat. Man datiert sie auf den Oberjura vor etwa 160 Millionen Jahren (von damals aus gesehen dauerte das Zeitalter der Dinosaurier noch 95 Millionen Jahre). Der krähengroße *Archaeopteryx* verfügte über einen Reptilienschädel mit bezahnten Kiefern, sein Skelett hingegen wies charakteristische Merkmale von Reptilien und Vögeln auf; am meisten verblüfft, dass er einerseits zweifellos befiederte Schwingen besaß, andererseits einen langen gefiederten Reptilienschwanz. (Später dann wurde ein hühnergroßes Fossil, das in den 1990er Jahren in China auftauchte, als noch älteres Tier bezeichnet, es verfügte über Federn an allen vier Gliedmaßen und am Schwanz.) Die anschließenden Adaptionen, die diese Tiere mit den heutigen Vögeln verbinden – falls solche direkten Verbindungen überhaupt existieren –, bilden ein riesiges Puzzle, von dem wir bisher nur ganz wenige Teile entschlüsselt haben. Die Evolution ist ein Prozess, der oft in Sackgassen endete (wir wissen nicht, wie oft), und viele gefundene Fossilien gehören zu Arten, die später ausstarben, ohne bestimmbare Nachkommen zu hinterlassen.

Doch wir wissen, dass zu dem Zeitpunkt, als unser eigener entferntester mutmaßlicher Vorfahr, der Vormensch *Australopithecus afarensis* (bekannt als „Lucy“), vor ungefähr 3,5 Millionen Jahren in der Savanne am Horn von Afrika in Erscheinung trat, die Urmutter der Eulen, *Protostrix*, im Gebiet des heutigen Nordamerika bereits seit 50 Millionen Jahren als Fossil existierte. *Protostrix* war im Eozän entstanden, lange bevor sich die tektonischen Platten unter unseren Kontinenten in ihre heutige Position geschoben hatten. Der letzte Dinosaurier war schon gut 15

Millionen Jahre ausgestorben, als *Protostrix* ihren Abdruck im Tonschiefer hinterließ, zu einer Zeit, als sowohl die Vögel, die sich aus kleineren Reptilien entwickelt hatten, als auch die Kleinsäuger, die diesen Vögeln als Beute dienten, sich diversifizierten und in den Wäldern und Savannen ausbreiteten, welche damals einen Großteil des Planeten bedeckten.

Nun vergingen unvorstellbar lange Zeiträume, während derer die Evolution unendlich langsam all ihre sich verästelnden Experimente durchführte und das genetische Erbe der fliegenden Jäger herausfilterte. Und dann, vor „nur“ drei Millionen Jahren, im Pleistozän, ging aus diesem Prozess schließlich der Waldkauz hervor. *Strix aluco* ist eine von ungefähr dreißig uralten Spezies der Familie *Strigidae*, die man selbst heute noch unter viel späteren Abkömmlingen bestimmen kann. Dass der Waldkauz den endlosen Prozess der kompetitiven Artenselektion überlebt hat, spricht dafür, dass er sich bereits vor drei Millionen Jahren gut an seine Umgebung angepasst hatte und sich eine Nische in der Nahrungskette suchte. Dies geschah wohlgernekt zu einem Zeitpunkt, als unsere eigenen dichtbehaarten, zwerghaften Vorfahren immer noch mit dem aufrechten Gang kämpften und mindestens noch eine halbe Million Jahre brauchten, um zu entdecken, wie nützlich es sein kann, zwei Kieselsteine aneinanderzuschlagen.

Die exakte Reihenfolge im Stammbaum der Menschheit bleibt Gegenstand von Diskussionen, denn einige der anhand fossiler Belege überlieferten Vorentwürfe für den künftigen Menschen stellen nicht unbedingt aufeinanderfolgende Stadien eines Entwicklungsprozesses dar, sondern scheinen sich zeitweise zu überlappen. Ungefähr eine Million Jahre nach Lucy, also vor etwa 2,3 Millionen Jahren, existierte ein affenartiges Wesen namens *Homo habilis*, dessen Gehirn anderthalbmal so groß war wie Lucys Gehirn und das definitiv Steinwerkzeuge benutzte. Vor 1,8 Millionen Jahren trat dann in Ostafrika *Homo erectus* auf, zweifellos der erste Angehörige unserer eigenen Linie – größer, aufrechter, weniger behaart und mit einem Gehirn ausgestattet, das nun die nächsten Hunderttausende von Jahren langsam, aber stetig wuchs; *Homo erectus* ging beim Steine klopfen ehrgeiziger und raffinierter zu Werke. Zu irgendeinem unbekanntem Zeitpunkt zogen etliche Familien dieser wanderfreudigen Spezies von Afrika in den Mittleren Osten und besiedelten von dort aus allmählich den Rest des Planeten.

Vor etwa 800.000 Jahren begann sich das Wachstum des Gehirns von *Homo erectus* dann deutlich zu beschleunigen, vermutlich als Reaktion auf die Herausforderungen mehrerer dramatischer Klima- und Umweltveränderungen. Vor



nur 120.000 Jahren (in evolutionären Zeiträumen gedacht ein Wimpernschlag) haben wir – also *Homo sapiens* – uns an den Konkurrenten vorbei nach vorn gedrängt, um den muskulöseren *Homo neanderthalensis* herauszufordern, der über ein Gehirn gleicher Größe verfügte; doch erst vor 28.000 Jahren verschwanden die letzten Neandertaler aus dem eiszeitlichen Europa. (Den entscheidenden Vorteil könnte uns ein so simples Objekt wie die Knochennadel verschafft haben: Wir konnten uns damit aus Tierfellen warme Kleidung nähen, im Gegensatz zu den Neandertalern, die die Knochennadel nicht kannten.) Als Andenken an die gemeinsam verbrachte Zeit beträgt der Anteil des Neandertaler-Genoms 4 % unserer DNA, doch gingen wir aus dem langen Evolutionsmarathon der Primaten endgültig als Sieger hervor. Unser Gehirn war jetzt mehr als dreimal so groß wie Lucys Gehirn, wir beherrschten nun wirklich den aufrechten Gang, verfügten über ein Skelett, das Langstreckenläufen gewachsen war, über starke opponierende Daumen und einen Darm, der eine Vielzahl verschiedener Nahrungsmittel verdauen konnte. Dies alles verlieh uns eine so einmalige Anpassungsfähigkeit, dass wir – obwohl vergleichsweise schwache Wesen, die absurd lange bei der Mutter bleiben, bis sie sich endlich selbst fortpflanzen – imstande waren, vielen der elementaren Herausforderungen zu trotzen, die jede Generation unserer irdischen Mitgeschöpfe immer noch gnadenloser Selektion unterwerfen.

Mittlerweile hatten während dieses unendlich langsamen Prozesses die Waldkäuze stillvergnügt ihre Reviere abgesteckt, Beute gefangen und Nachkommen produziert. Anders als wir Menschen hatten sie sich nicht in großem Stil anpassen müssen; sie funktionierten nach einer 50 Millionen Jahre alten elementaren Vorlage, die die Natur bereits drei Millionen Jahre zuvor vollendet hatte; es war ein wunderbar konstruierter, hervorragend ausgerüsteter Killer entstanden, der bis heute in völliger Harmonie mit seiner Umgebung lebt. Solange es auf der Erde Luft zum Atmen, Beute zum Jagen und Äste hoch über dem Boden gibt, könnte es theoretisch noch äonenlang Waldkäuze geben. (Im engen Sinn der vergleichenden Evolution könnten sie deshalb als ‚Sackgasse‘ bezeichnet werden; dass sie weder Sinfonien komponieren noch thermonukleare Waffen herstellen können, scheint jedoch kein großes Hindernis für sie darzustellen.)

\* \* \*

Auf die vernünftige Frage eines neugierigen Kindes, „Wofür sind Eulen überhaupt da?“, wäre die einfachste Antwort, dass Eulen eigentlich Katzen sind, die fliegen können und somit den richtigen Katzen nachts bei der Arbeit helfen. (Edward Lear hat das unheimlich gut getroffen, als er die beiden Tiere in seinem Nonsensgedicht *Die Eule und die Mieze* heiraten lässt.) Im unendlich verwobenen Netz des Lebens auf dieser Erde treten Eulen nachts in Aktion, wenn die tagaktiven Raubvögel sich zur Ruhe begeben. Diese Nachtarbeiter sind ein wesentlicher Teil jener Mechanismen, die die Bestandszahlen der Tiere in einer Art stabiler Balance halten. Wir könnten dem Kind sogar sagen, dass sich die Bauern, wenn es keine Eulen gäbe, vor Ratten und Mäusen nicht mehr zu retten wüssten. Einem älteren Kind könnten wir ernsthaft erklären, wodurch Eulen sich von den übrigen Vögeln unterscheiden. Die prägenden Merkmale der *Strigiformes* genannten Ordnung der Vögel sind große, nach vorn gerichtete Augen – mehr als doppelt so groß wie bei Vögeln vergleichbarer Größe – und sehr gut entwickelte Ohren, und all dies befähigt sie dazu, auch in (wie wir fälschlich sagen würden) vollkommener Dunkelheit nach Beute zu jagen.

Die verschiedenen Familien, Gattungen und Arten der Eulen verbindet ein kräftiger, kompakter Körper, dessen üppiges, dichtes, weiches Gefieder einen langen, flexiblen Hals, starke Beine und einen großen hakenförmigen Schnabel (diesen nur zum Teil) verdeckt. Außerdem neigen alle Eulen zu Immobilität; meist sitzen sie auf irgendeinem erhöhten Aussichtspunkt und beobachten ihre Umgebung, haben also keine lebhaftere Färbung nötig – für sie ist es wichtiger, getarnt statt aus einer gewissen Entfernung optisch erkennbar zu sein oder Angst einflößende Abschreckungsposen einzunehmen (obwohl sie notfalls auch das beherrschen). Wegen ihrer unauffälligen Färbung und ihres nachtaktiven Lebensrhythmus sind viele Spezies – vor allem dann, wenn sie sich lieber im dichten Wald als in offener Landschaft aufhalten – für die Kommunikation auf Geräusche angewiesen. Sie äußern sich viel häufiger als tagaktive Raubvögel und verfügen über ein breites Spektrum spezifischer Rufe.

\*                      \*                      \*

Weltweit existieren etwa 135 Eulenspezies, die in 24 Gattungen unterteilt werden. (,Etwa', weil immer noch gelegentlich in fernen Dschungelregionen neue Spezies entdeckt werden, und auch weil die Systematiker sich nicht einigen können, ob man manche Subspezies besser als eigene Art werten sollte.) Die große Mehrheit gehört zur Familie *Strigidae*, doch ungefähr zehn Spezies zählen zur Kategorie *Tytonidae* – die

Schleiereulen und die Graseulen, die sich vom Rest anatomisch in manchen Punkten eindeutig unterscheiden. Eine begrenzte Anzahl der Eulenspezies weltweit wurde zwar in Studien gründlich untersucht, doch sowohl ihr Habitat als auch ihr nachtaktiver Lebensrhythmus erschweren die Beobachtung in der Natur, weshalb man in vielen Fällen zwar von ihrer Existenz weiß und einige ihrer Grundeigenschaften kennt, darüber hinaus aber kaum Kenntnisse über sie hat. Eins jedoch steht fest: Die Eulen wurden durch die Jahrtausende währenden Zyklen von Klimaveränderungen und Artenausbreitung mit nahezu unendlich vielen verschiedenen Umweltbedingungen und Lebensräumen konfrontiert und haben sich an jede dieser Veränderungen erfolgreich angepasst.

Die Größe der Eulen reicht von den verschiedenen Uhu-Spezies – die, wenn sie am Boden sitzen, einem erwachsenen Menschen bis zur Hüfte reichen können – bis zu den Elfen- und Zwergkäuzen, die nur so groß sind wie kleine Gartenvögel. Die allergrößte Eule ist angeblich der Riesen-Fischuhu, der bis zu 75 cm hoch und 4,5 kg schwer werden kann und eine Flügelspannweite von bis zu 2,05 Metern erreicht. Die kleinste Eule, der Elfenkauz im Südwesten der USA, ist etwa 13 cm groß und wiegt circa 42,5 g – ein Hundertstel des Gewichts eines Riesen-Fischuhus.

Man findet Eulen auf allen Kontinenten, bis auf die Antarktis, und auf vielen fernen Inseln. Die meisten leben im Wald oder am Waldrand, in so unterschiedlichen Regionen wie der arktischen Taiga, dem tropischen Regenwald oder Sumpfbereichen. Einige Spezies gedeihen jedoch auch in baumlosem Terrain: Manche Eulen leben in der offenen Prärie, in trockenen Wüstenregionen und der arktischen Tundra. Die meisten Spezies nisten in Bäumen, auf Felsvorsprüngen oder gar in unterirdischen Höhlen. Viele Spezies bleiben rund ums Jahr in ihrem Brutgebiet, manche allerdings erweitern ihren Radius, wenn die Beute knapp wird, und wieder andere ziehen regelmäßig über Land und Meer in ein Winterquartier. Als Faustregel lässt sich sagen: Je vielfältiger das Nahrungsspektrum einer Eule, desto eher bleibt sie an einem Ort und geht eine langfristige Paarbeziehung ein; je spezialisierter hingegen ihre Ernährung, desto eher wird sie auf der Jagd nach Beute umherziehen – wie menschliche Nomaden, die den Herden folgen – und während der Brutsaison nur relativ kurzfristige Beziehungen eingehen.

Nur etwa 40 % der Eulenspezies sind strikt „nachtaktiv“ (d.h., dass sie nur von Einbruch der Dunkelheit bis zum Morgengrauen jagen), während viele andere sowohl an hellen Abenden als auch bei Nacht auf Jagd gehen. Etliche Spezies – und nicht nur die Arten, die sich an die hochsommerlichen „weißen Nächte“ im hohen Norden

adaptiert haben – jagen sogar am helllichten Tag. Die Jagdmethode vieler Eulen ist die „Ansitzjagd“: Von einem erhöhten Punkt aus halten sie geduldig nach einer möglichen Beute Ausschau und stoßen dann hinab, um sie zu töten. Manche Spezies jedoch (besonders unter den Arten, die bei Tag und in der Abenddämmerung aktiv sind) jagen wie Habichte und Falken im Flug, wieder andere verfolgen ihre Beute am Boden.

Ihr Nahrungsspektrum reicht von Insekten (einschließlich der ganzen Palette der „Krabbeltiere“) bis hin zu Wirbellosen wie Würmern und Schnecken; es erstreckt sich von Schlangen, Schalentieren, Fröschen und anderen Amphibien über kleine und große Nager, Kaninchen, Hasen, Katzen, Hunde, Füchse bis gelegentlich sogar hin zu jungen Rehen. Viele Eulen machen regelmäßig Jagd auf andere Vögel, von Spatzen bis zu Fischreiher; in Küstenregionen greifen Eulen bekanntlich selbst so gefährliche Raubvögel wie die Große Raubmöwe an, und in nördlichen Wäldern jagen große Eulen regelmäßig kleinere Eulen. Manche afrikanischen und asiatischen Eulen haben sich aufs Fischen spezialisiert, und aus den Flüssen Sibiriens und Nordchinas fängt der Riesen-Fischuhu sogar Lachse und Hechte.

Die relativ große Anzahl verschiedener Beutetypen einer bestimmten Eulenspezies unterliegt zyklischen Schwankungen, abhängig von der Verfügbarkeit des jeweiligen Beutetiers. Diese Zyklen, die sich nach einigen Jahren wiederholen, beeinflussen wiederum die Brutzahlen der Eulen und damit ihre Populationsdichte.

\*                    \*                    \*

Fünf Eulenspezies sind auf dem britischen Festland heimisch: In absteigender Reihenfolge ihrer Populationszahlen sind dies der Waldkauz, der Steinkauz, die Schleiereule, die Sumpfohreule und die Waldohreule. Außerdem brütet die Schneeeule im Sommer zwar manchmal auf den Shetlandinseln, besucht Schottland ansonsten aber von ihren subarktischen skandinavischen Lebensräumen aus nur im Winter. Es gibt ausgeprägte Unterschiede zwischen den von verschiedenen Spezies besiedelten ökologischen Nischen –bezüglich Habitat, Phase der Aktivität und, in geringerem Umfang, bevorzugter Beute –, und so koexistieren die verschiedenen Arten ohne allzu große direkte Konkurrenz.

Steinkauz und Schleiereule haben wir bereits kurz beschrieben. Die seltenen und eng miteinander verwandten Sumpfohr- und Waldohreulen kommen hauptsächlich im Norden und Westen Großbritanniens vor. Ihre „Ohren“ sind einfach nur verlängerte Federbüschel im Kopfgefieder; sie dienen der visuellen Kommunikation und dem

Ausdruck von Stimmungen und haben nicht das Geringste mit ihren echten Ohren zu tun. Die Populationszahlen beider Spezies sind offenkundig ungewiss, doch mag es in Großbritannien ungefähr 3500 Brutpaare der Sumpfohreule (also etwas weniger als bei der Schleiereule) und nicht einmal 1000 Brutpaare der Waldohreule geben. Beides sind Zugvogelarten, wobei sich die Zahl der Sumpfohreulen im Herbst und Winter durch Besucher aus Skandinavien erhöht. Zugvögel leben weniger solitär als Standvögel, die in der Nähe ihres Brutgebiets bleiben. Sumpf- und Waldohreulen sind weniger territorial und – außer in der Brutzeit – weniger gesellig als die solitären Arten Waldkauz, Steinkauz und Schleiereule. Kleine Schwärme der Waldohreule wurden beobachtet, wie sie im Herbst von Schottland aus südwärts und westwärts zogen, und im Winter suchen sich Gruppen dieser Vögel gemeinsame Schlafplätze. Sumpfohreulenpaare tolerieren sich gegenseitig, solange genügend Beute vorhanden ist, auch wenn sie ein relativ kleines Gebiet besiedeln.

Die beiden Spezies ähneln sich in Größe und Färbung, unterscheiden sich jedoch stark bezüglich ihrer Habitate und ihrer Lebensweise. Die Sumpfohreule lebt in Heidelandschaften, Wiesen und Sumpfgebieten, ist ein Bodenbrüter und hält sich überhaupt meist in Bodennähe auf. Mit ihren relativ langen Flügeln und zitronengelben Augen jagt sie tagsüber und bei Einbruch der Dunkelheit im Flug. Waldohreulen hingegen sind strikt nachtaktive Waldvögel, die man überwiegend in Nadelwäldern antrifft; sie haben relativ kurze, breite Schwingen und orangefarbene Augen und jagen entlang der Waldränder. Noch nie besonders zahlreich, früher jedoch immerhin weiträumig verbreitet, ist die Zahl der britischen Waldohreulen im 20. Jahrhundert deutlich zurückgegangen. Gleichzeitig begann sich eine Eule ähnlicher Größe und Färbung, aber mit wesentlich besserer Adaptionfähigkeit, in den Habitaten der Waldohreulen auszubreiten: *Strix aluco*, der Waldkauz.

\*                    \*                    \*

So viel zur Paläontologie und Zoologie; doch was ist mit der ‚Soziologie‘ – welches Verhältnis haben, aus historischer Sicht, wir Menschen zu Eulen?

Antike Höhlenmalereien in Frankreich und sonstige Darstellungen in aller Welt bestätigen, dass der Mensch bereits vor Zehntausenden von Jahren eine bewusste Beziehung zur Eule hatte und die Eule öfter als jeder andere Vogel in Mythen und im Volksglauben auftauchte. Seltsamerweise waren die Empfindungen immer höchst ambivalent: Menschen empfanden Respekt für die tatsächlichen oder imaginierten

Eigenschaften der Eulen, während sie dem Vogel gleichzeitig mit abergläubischer Furcht begegneten.

Die praktischen Aspekte im Umgang mit Eulen waren überwiegend positiv. Wir haben Eulen im Lauf unserer Geschichte so gut wie nie als Nahrungskonkurrenten empfunden – sondern vielmehr erkannt, wie nützlich sie uns sind. Seit den Ursprüngen der Landwirtschaft vor mehr als 10.000 Jahren wurde überwiegend Getreide angebaut, und seitdem sind Nagetiere die Geißel der Bauern – sie plündern ihre Ernten, verderben die Kornvorräte und verbreiten Krankheiten. Da Eulen noch vielseitiger als Katzen und die größten Jäger von Nagetieren sind, bot es den Bauern nur Vorteile, wenn Eulen in der Nähe ihres Gehöfts lebten. In manchen Ländern Nordeuropas sieht man immer noch sowohl die Ansitze, die man für Eulen in Feldern errichtet hat, als auch durchbohrte Bretter in den Giebeln traditioneller Bauernhöfe, sogenannte „Eulentüren“ oder „Eulenlöcher“, die Schleiereulen zum Nisten bewegen sollten; und in manchen dieser Länder wurde die Volksweisheit durch Gesetze untermauert, indem man die Eule unter Naturschutz stellte. (Im Lauf der Geschichte wurden gefangene Eulen auch benutzt, um andere, auf sie „hassende“ Vögel, etwa Krähen, die häufig auf Uhus losgehen, in Netze oder auf nahe gelegene, mit klebrigem Vogelleim bestrichene Zweige zu locken.)

Dessen ungeachtet wurde unsere Einstellung zu Eulen viel stärker durch Aberglauben beeinflusst als durch die Erkenntnis, wie nützlich sie sind. Positiv ist zu vermerken, dass man Eulen, nicht nur in westlichen Kulturen, mit Weisheit assoziierte (obwohl sie in Indien interessanterweise genau den gegenteiligen Ruf haben). Europäer hat es schon immer beeindruckt, wie reglos und gelassen die Eule den Tag verbringt: Ein Wesen, das über so lange Zeiträume hinweg still in sich ruhend auf einem Fleck sitzt, musste nach Ansicht unserer Vorfahren tief in Gedanken versunken sein – daher die „weise alte Eule“, die alles sieht, aber nichts spricht. Den im Mittelmeerraum verbreiteten Steinkauz brachten die alten Griechen mit ihrer Kriegsgöttin und Göttin der Weisheit, Pallas Athene, in Verbindung. Bildliche Darstellungen und literarische Anspielungen auf sie beinhalteten oft die Eulensymbolik, und da sie die Schutzgöttin des Stadtstaats Athen war, war sogar auf manchen athenischen Münzen der Steinkauz abgebildet. Auch einige fernere Kulturen huldigten der Eule, etwa die Mongolen und Tataren. Manche Indianerstämme glaubten, die Seelen ihrer Medizinmänner gingen in Eulen über, und in Südastralien betrachteten die Aborigines Eulen ausdrücklich als Schutzgeister der Frauen.

Da Bildung und Wissen im mittelalterlichen Europa fast ausschließlich in den Zuständigkeitsbereich der Kirche fielen – und Eulen oft in Kirchtürmen nisteten –, wurden Eulen häufig mit dem Klerus assoziiert. Im England des 12. Jahrhunderts erwähnt das Gedicht *Die Eule und die Nachtigall* sowohl Schleiereulen als auch Waldkäuze – bzw. „die kreischende Eule“ und „die heulende Eule“. In der Artussage wurde der Zauberer Merlin vermutlich von einer Eule begleitet, die auf seiner Schulter saß. Später fühlten sich die Menschen dann durch die reglose Haltung der Eule, das verhüllende Federkleid und die großen, vom Gesichtsschleier umgebenen Augen, an einen brillentragenden Gelehrten oder Schulmeister erinnert – dem man um seiner Gelehrsamkeit willen mit Respekt begegnete, seiner biederen Würde und Weltfremdheit wegen jedoch auch mit Spott.

Alle abergläubischen Gesellschaften ersannen Rituale und Rezepte zur Anwendung des „Sympathiezaubers“, in denen die Körperteile von Eulen eine Rolle spielten, und diese Vorstellungen reichten vom Naheliegenden bis zum Abstrusen. Es ist gut nachvollziehbar, dass Apachenkrieger im amerikanischen Südwesten ihren Kopfputz auf dem Kriegspfad mit Eulenfedern schmückten und so die Fähigkeit beschworen, sich lautlos an den Gegner heranzupirschen. Ein primitiverer Ansatz brachte wiederum andere Völker dazu, Eulenaugen zu verzehren, weil sie hofften, so bei Nacht besser sehen zu können. In Yorkshire glaubte man, Eulensuppe könne Keuchhusten heilen, und noch zu Beginn der Moderne herrschte im ländlichen England der Aberglaube, dass ein Kind, dem man ein Ei dieses „nüchternen“ Vogels fütterte, vor dem Schicksal eines Trinkers bewahrt bleiben würde. (Und wieder ging der indische Volksglaube eigene Wege: In Indien galt Eulenfleisch als Aphrodisiakum.)

\*            \*            \*

In der Stellung, die die Eule im Volksglauben einnahm, spiegelte sich also eine Mischung aus Respekt und Furcht wider, wobei Furcht häufig überwog. Dass die negativen Bilder vorherrschten, hing offensichtlich mit der Verbindung der Eulen zur Nacht zusammen. Für den Menschen bedeutete Nacht, dass er blind und hilflos Ängsten ausgeliefert war. Nachts trieben böse Geister und Gespenster ihr Unwesen, weshalb ein Tier, dessen Sphäre vor allem die Nacht war, mit den dunklen Mächten im Bunde stehen musste.

Vor nur wenigen Jahrhunderten zählten Eulen in Europa zu den Tieren, die man für Teufels- und Hexenwesen hielt; zum Beispiel enthält das *Book of the Days*, das im

Jahr 1618 über den Prozess der drei „Belvoir Witches“ in Leicestershire berichtet, einen Holzschnitt, der eine dieser Hexen, Joane Willimot, mit einer Waldohreule auf der Schulter zeigt. Man glaubte nicht einfach nur, dass die Eule unwissentlich als Medium für das Böse fungiere, sondern argumentierte vielmehr, dass auf einem Vogel, der sich vor der Sonne verbirgt und immer wieder von Tagvögeln angegriffen und ‚beschimpft‘ wird – womit das sogenannte ‚Hassen‘ von Vögeln auf Eulen gemeint war –, der Fluch einer uralten Freveltat liegen müsse. Im Alten Testament zählt die Eule zu den verabscheuenswürdigen Tieren, und da sie unter anderem Ruinen bewohnt, verkörperte die Eule auch die düstere Erinnerung an die eitle Nichtigkeit irdischer Hoffnungen: „dass man hinfort nicht mehr da wohne noch jemand da bleibe für und für (...) sondern Wüstentiere werden sich da lagern, und ihre Häuser sollen voll Eulen sein...“ (*Jesaja 13,20-21*) „Nachteulen und Raben werden daselbst wohnen. Denn er wird eine Meßschnur darüber ziehen, daß es wüst werde“ (*Jesaja 34,12*).

Aufgrund dieser okkulten Assoziationen und der schaurigen Schlupfwinkel, in denen Eulen hausten, wurde die Eule – mehr als jedes andere Tier – zum bösen Omen, zum Unglücks- und Todesboten. Während die Römer der griechischen Kultur großen Respekt entgegenbrachten und Pallas Athene mit ihrer Göttin Minerva gleichsetzten, begegneten sie dem ihr symbolisch zugeordneten Vogel seltsamerweise meist negativ (obwohl man, welch ein Widerspruch, andererseits annahm, Abbildungen von Eulen könnten den bösen Blick abwehren). Plinius des Älteren *Naturgeschichte* ist eine höchst amüsante Fundgrube ausgemachten Unsinn über Tiere und die Heilmittel, die man aus ihren Körperteilen gewinnt; sein Unwissen zeigt sich zum Beispiel daran, dass er glaubte, Eulen verfügten über ein mangelhaftes Sehvermögen, und sein naiver Glaube an ihre übernatürlichen dunklen Kräfte scheint weit verbreitet gewesen zu sein. In der damaligen Gesellschaft, deren Priester den Vogelflug deuteten, bevor öffentliche Entscheidungen getroffen wurden, stand das Wort „Eule“ umgangssprachlich bereits für Hexe. Eine Übersetzung von Plinius erklärt: „Der Uhu bringt Unglück und wird am meisten verwünscht bei öffentlichen Auspicien.“

Für Plinius war die Eule »das schreckliche Ungeheuer der Nacht«, und der Anblick einer Eule „prophezeit fürchterliches Unglück“ (allerdings ist nicht geschichtlich überliefert, ob er eine Eule hörte oder sah, bevor er im Jahre 79 jene tödliche Bootsfahrt antrat, um den Ausbruch des Vesuv zu beobachten). Ein Echo findet dieser römische Aberglaube in Shakespeares *Julius Caesar*, wenn die Ermordung des Diktators durch eine unnatürliche Erscheinung bei Tageslicht angekündigt wird: „Und



gestern saß der Vogel/ Der Nacht sogar am Mittag auf dem Markte/ Und kreischt' und schrie“. Lady Macbeth nennt die Eule den „traur'ge(n) Wächter,/ Der grässlich gute Nacht wünscht“. In *Ein Sommernachtstraum* heißt es: „Und das Käuzlein kreischt und jammert/ Daß der Krank' es ahnend hört/ Und sich fest ans Kissen klammert“, und in *Henry VI.* (über die Geburt Richards III): „Die Eule schrie dabei, ein übles Zeichen“. Eine zeitgenössische österreichische Quelle beschreibt die Eule als „Totenvogel, Sinnbild der Sünde“. Gleichfalls im 16. Jahrhundert nennt Edmund Spenser die Eule den „schaurigen Boten des Todes“, und Robert Jones schreibt: „Komm, klagreiche Eule, du Unheilsbotin/ Der Schwermut Vogel, Gefährtin der Verzweiflung.“ Tatsächlich haben englische Dichter, von Geoffrey Chaucer im 14. Jahrhundert (der die Eule „die Kündlerin von Harm und Verhängnis“ nannte) bis zu Edward Thomas und Laurie Lee im 20. Jahrhundert, sträflich abfällig über diesen unschuldigen und nützlichen Vogel geurteilt. 1808 ging Oliver Goldsmith absurderweise sogar so weit, dass er die Eulen als „nächtliche Räuber“ betrachtete und beklagte, dass es schlicht und einfach unsportlich sei, bei Nacht zu jagen!

Der Glaube, durch den Ruf einer Eule auf dem Hausdach oder auch nur in der Nähe des Hauses werde ein Todesfall in der Familie angekündigt („und abscheidenden Seelen ein Grablied singt“ – Thomas Vautor, *Sweet Suffolk Owl*, um 1600), scheint viele Jahrhunderte lang fast überall bei der Landbevölkerung verbreitet gewesen zu sein und beruhte wohl auf der schlichten Tatsache, dass die meisten natürlichen Todesfälle bei Nacht eintreten. Die Chinesen gingen noch weiter und glaubten sogar, Eulen würden Sterbenden die Seele entreißen, während eine arabische Tradition besagte, Eulen seien die Geister ungerächter Mordopfer, die nach blutiger Vergeltung schreien. (In Wales prophezeite der Schrei der Eule etwas prosaischer ein anderes Ereignis, das meist bei Nacht passierte: Er warnte, ein junges Mädchen werde alsbald seine Jungfräulichkeit verlieren.)

All dies erklärt vielleicht, warum ich einmal jemandem, dessen Missbilligung meiner häuslichen Verhältnisse mir auf die Nerven ging, etwas aggressiv zur Antwort gab: »Was haben Sie eigentlich gegen Eulen?« Ich hatte eben etwas dagegen, dass Mumbles Vorfahren unverdientermaßen so schlechte Presse bekamen, und selbst heute mag es noch manchmal vorkommen, dass ihre Artgenossen geschmäht werden, wenn auch aus ganz anderen Gründen.

In früheren Zeiten hatte der Mensch gute Gründe, Raubtieren, die sein Vieh rissen und womöglich seine Kinder bedrohten, feindselig zu begegnen. Verzeihlich, dass jemand, dessen Hütte auf einer einsamen Waldlichtung stand oder dessen Überleben von einer kleinen Schaf- oder Ziegenherde abhing, Wölfen oder Adlern misstraute.

Heutzutage fehlt den meisten Menschen das intuitive Verständnis für das fein austarierte Gleichgewicht der Natur, und zwar in einem Maß, dass selbst die simpelsten Fakten des Tierlebens oft kindisch zartbesaitete Reaktionen hervorrufen. Wenn die in Plastik eingeschweißte Scheibe Supermarktfleisch völlig abgekoppelt ist vom Gedanken an die lebende Kuh, kann es nicht überraschen, dass kaum noch jemandem bewusst ist, welche unverzichtbare Rolle die Raubtiere im universalen Zyklus des Lebens spielen. Selbst Menschen, die sich am Anblick eines durch die Lüfte gleitenden Raubvogels erfreuen, werfen ihm zimperlich-empört „Grausamkeit“ vor, sobald er im Sturzflug auf seine Beute herabstößt und sie an das erstickte Fiepen eines verendenden kleinen Tiers denken müssen.

Natürlich haben Eulen im Vergleich zu anderen Raubvögeln in dieser Hinsicht eine Art Heimvorteil; sie sehen knuddelig aus, verbergen ihre mörderischen Krallen unter flaumigen Federn und gehen ihren natürlichen Geschäften nach, wenn die meisten Leute schlafen. (Die freundlichen Eulen in den Harry-Potter-Filmen tragen im Speisesaal von Hogwarts Botschaften an die Tische – und vermutlich verschwendet das Publikum keinen Gedanken daran, womit diese netten Tierchen ihre eigenen Mahlzeiten bestreiten.) Zudem sind Begegnungen mit wilden Eulen in der Natur durch die nahezu vollständige Urbanisierung Westeuropas äußerst selten geworden. Da die meisten Briten jetzt in größeren oder kleineren Städten leben, werden sie bei Nacht nie von der lautlosen, geisterhaft weißen Erscheinung einer herabstoßenden Schleiereule und ihrem markerschütternden Kreischen erschreckt.

Selbst das Schwinden der Religiosität hat uns jedoch keinesfalls weniger anfällig für Geistergeschichten gemacht. Nach Einbruch der Dunkelheit kann uns unser Verstand nicht immer vor abergläubischen Vorstellungen bezüglich dieser Tiere schützen, die in Ruinen und auf Friedhöfen herumgeistern und als geflügelte Todes- und Unglücksboten gelten. Selbst beim wesentlich harmloseren Ruf eines Käuzchens sträuben sich manchen Leuten, die es nicht gewohnt sind, sich nachts auf dem Land im Freien aufzuhalten, schon die Nackenhaare, wenn sie an einem dunklen Waldrand entlanggehen. Der traurig klingende Ruf scheint eine Empfindung der Einsamkeit auszulösen, ein Gefühl, als sei man der Dunkelheit, in der womöglich unbekannte Gefahren lauern, hilflos ausgeliefert.

\* \* \*

Aus naheliegenden Gründen reagiere ich auf den Ruf des Käuzchens seit jenem Samstagnachmittag im Mai 1978 vollkommen anders.

In einem Sommer, nachdem Mumble aus meinem Leben geschieden war, beschlossen ein Freund und ich aus Neugierde in einem alten Eibenwald in New Hampshire zu übernachten, in dem es angeblich spuken sollte. Wahrscheinlich befindet sich dort das tausend Jahre alte Massengrab der Opfer einer Schlacht zwischen Wikingern und Westsachsen. Jemand, der in der Nähe von Chichester aufgewachsen ist, erwähnte einmal, dass es bei Kindern dort als Mutprobe galt, den Wald zu betreten, und eine Pflanzenillustratorin erzählte einem Freund von mir, sie sei in Panik geraten, als sie diesen Wald einmal ungewöhnlich spät durchquert habe. Selbst der Wärter des Naturparks, in dem sich diese ungewöhnliche Ansammlung von Eiben befindet – ein nüchterner, erfahrener Naturbursche –, hat in einem Schreiben zugegeben, dass er den Wald nach Sonnenuntergang meidet, wegen der düsteren Atmosphäre unter dem dunklen, alles überwölbenden Geäst.

Trotz dieses üblen Rufs hegten Will und ich eigentlich keine große Hoffnung, etwas Interessantes zu erleben. Dennoch zogen wir nach einem Abend im nächstgelegenen Pub mit Schlafsäcken und Wasserflaschen in diesen Wald und legten uns zwischen die alten zerklüfteten Stämme in die Höhlen, die die bis zum Boden reichenden Zweige bildeten.

Will scharrte geschickt eine kleine Grube für seinen Hüftknochen ins Erdreich, schlüpfte in seinen grünen Schlafsack und schlief schon nach wenigen Minuten friedlich schnarchend. Ich selbst, derlei Mangel an Komfort weniger gewöhnt, lag lange wach und lauschte dem Wind und dem gelegentlichen Tröpfeln des Regens. Ich hatte alle Antennen ausgefahren, um mögliche gruselige Phänomene wahrzunehmen, wurde jedoch auf ganzer Linie enttäuscht. Als meine Augenlider immer schwerer wurden, hörte ich plötzlich, vielleicht zwei Bäume entfernt, den zaghaften Ruf eines Käuzchens. Getröstet wie ein Kind rollte ich mich zum Schlafen auf die Seite und fand diese ganze Geisterjäger-Aktion auf einmal ziemlich albern. Für mich konnte es draußen nichts Böses geben, wenn ein Käuzchen in der Nähe war.

## 3

**Der blinde Passagier im siebten Stock**

Da ich „Nutellabrot“ in der letzten Maiwoche 1978 als circa dreißig Tage altes Küken auf der Water Farm abholte, musste sie Ende April geschlüpft sein. Ich beschloss, dass meine Eule, wie Ihre Majestät, die Königin, ein offizielles Geburtstagsdatum bekommen sollte. Weil ich als Lektor militärhistorischer Texte mit der britischen Kameradschaft ehemaliger französischer Fremdenlegionäre in Verbindung stehe, fasste ich den völlig willkürlichen Entschluss, ihren Geburtstag am vielversprechenden 30. April zu feiern – dem „Camerone Day“, der sowieso mit einer Party begangen wurde.

Die offizielle Kennzeichnung meiner Eule lautete „39 RAH 78 U“, schwarz auf einen gelben Plastikring gestempelt, den sie diskret um ihre befiederte linke Fessel trug. Der Name „Mumble“ kam mir spontan in den Sinn, nachdem ich einige Tage lang gelauscht hatte, wie sie sich leise gurrend mit sich selbst, mir und der Welt im Allgemeinen unterhielt. (Ich muss betonen: Dies geschah dreißig Jahre bevor ein großes amerikanisches Animationsstudio einem Fantasie-Pinguin mit Showbiz-Ambitionen den gleichen Namen gab. Auch wenn mir das schon immer ein bisschen verdächtig vorgekommen ist, kann ich mich nicht erinnern, dass irgendjemand aus Hollywood meiner Eule je begegnet wäre.)

Bevor ich Mumble zu mir holte, hatte ich Wellingtons alten Balkonkäfig saubergeschrubbt und nach reiflicher Überlegung einen zweiten Käfig gebaut, diesmal innerhalb der Wohnung, auf einer Arbeitsfläche am Küchenfenster. Ich hatte keine Ahnung, wie Mumble und ich miteinander auskommen würden, doch nach der Erfahrung mit Wellington schien es nur vernünftig, die Wohnsituation bis zu einem gewissen Maß flexibel zu gestalten. Ich modifizierte einen Montagesatz zur Herstellung eines Gartenkompostierers – weitmaschige plastikummantelte Drahtroste, zusammengehalten von Gummiklemmen. So entstand ein luftdurchlässiger Würfel mit einem Meter Seitenlänge; an der Vorderseite installierte ich eine Tür samt Sitzstange, in den hinteren Ecken ein paar Sitzstangen aus abgesägten Ästen, und natürlich legte ich den Käfig dick mit Zeitungen aus.

Ich hatte beschlossen, Mumble nie anzupflocken, und wollte sie möglichst oft frei in der Wohnung herumfliegen lassen – zumindest im Bereich von Flur, Bad, Küche und Wohnraum (es war ein Gebot der Vernunft, sie weder in mein Schlafzimmer noch in mein Büro zu lassen, aber gelegentlich wurde ich schwach – Mumble wickelte mich

um die Krallen). Da es unmöglich ist, einen Vogel zu stubenreinem Verhalten zu erziehen, war mir klar, dass ich natürliche Missgeschicke mit stoischem Gleichmut ertragen musste: Mit einem Wort, ich musste mich darauf einstellen, dass meine neue Eule überall hinkackern würde.

Waldkäuze sind im Vergleich zu Schleiereulen reinliche Tiere und beschmutzen ihre Nistplätze so gut wie nie, dafür tun sie sich aber keinerlei Zwang an, wenn sie auf der Stange sitzen. Obwohl ich wusste, dass ich Mumble nie dazu bringen würde, ihr Geschäft an einem eigens dafür vorgesehenen Platz zu verrichten, fand ich es doch der Mühe wert, ihr einen solchen Platz anzubieten, der möglichst einladend und bequem sein sollte. Also konstruierte ich eine Ansitzstange, indem ich einen hohen L-förmigen Ast senkrecht auf einer großen hölzernen Brotkiste montierte, die ich in einem Container hinter einem Supermarkt entdeckt hatte; nachdem das Ganze großzügig mit Zeitungspapier ausgepolstert worden war, stellte ich es auf einen kleinen Tisch im Wohnzimmer, mit Blick auf die Fensterfront. (Zu irgendeinem längst vergessenen Werbezweck hatte man seitlich auf die Brotkiste kühn das Wort „Perfection“ gedruckt. Als Mumble sich sogleich rund und behaglich auf dem neuen Ansitz niederließ, direkt oberhalb des Schriftzugs, war die Ähnlichkeit mit einem aufgeplusterten Funktionär geradezu verblüffend.)

Mir war klar, dass sie sich möglichst hohe Aussichtsposten wählen würde. Ihre Lieblingsplätze würden halb geöffnete Türen sein, weshalb es angeraten schien, den Boden darunter mit Zeitungen zu bedecken. Auch die Wände beklebte ich flächendeckend mit dünnen Plastikplanen, um sie vor Kotspritzern zu schützen, und deckte Möbel ab, die selten benutzt wurden, wenn ich allein in der Wohnung war. Derlei Vorkehrungen bedeuteten zwar jede Menge Aufwand, doch dies war der Preis dafür, dass ich meine Wohnung mit einem wilden Tier teilen wollte.

Natürlich musste ich meine direkte Nachbarin, Lynne, auch diesmal als Verbündete gewinnen – schließlich würde Mumble viel Zeit auf dem Balkon verbringen, nur ein bis zwei Meter von ihrem Schlafzimmerfenster entfernt. Als ich ihr zögernd gestand, dass ich mir wieder einen Wohngenossen anschaffen wollte, der möglicherweise sangesfreudig sein würde, reagierte Lynne erstaunlich positiv – und daran änderte sich auch nichts, als sie sich gelegentlich mit Mumbles Abendständchen abfinden musste. Nach einigen Monaten zog sie aus und vermietete an einen Untermieter, nicht etwa aus Eulenüberdross, sondern wegen ihrer Heirat, und mehrere ihrer Nachmieter waren ebenso tolerant. (Einer davon war mein alter Freund Gerry, ein Illustrator, mit dem ich oft eng zusammengearbeitet habe; ihm wäre auch gar nichts anderes übriggeblieben,

weil ich ihm diese ungewöhnliche Kondition des Mietverhältnisses schon vorab erklärt hatte.)

Nachdem ich nun bestmöglich vorbereitet war, holte ich meine neue Eule in der Water Farm ab und schmuggelte sie unbemerkt in die Wohnung. Unser Experiment des Zusammenlebens begann Ende Mai 1978, und bald schon entwickelte sich eine sehr viel befriedigendere Beziehung als die mit Wellington.

\* \* \*

Mumble auf mich zu „prägen“ stellte nie ein Problem dar – sie war von der ersten Begegnung an zahm. Voller Interesse erkundete sie die Wohnung, zu Fuß oder mit langen, hüpfenden Sprüngen. Wenn ich sie morgens, bevor ich zur Arbeit ging, in den Balkonkäfig verbannen musste, ließ sie sich in der Regel problemlos im Korb oder Karton hinaustragen. Sie schien ihre Behausung anzunehmen, und meist war sie, noch bevor ich die Doppelschwingtür passiert und den Käfig verlassen hatte, in ihrer Hütte verschwunden. Wollte ich sie abends nach meiner Rückkehr wieder hereinholen, musste ich viel länger warten, bis sie richtig wach und gesellig wurde und sich von mir fangen ließ; doch sobald ich sie im Wohnzimmer freiließ, schien sie rundum glücklich und zufrieden.

Da ich die Fütterung nicht als Trainingshilfe benötigte, servierte ich ihr die Mahlzeit spätabends, kurz bevor ich zu Bett ging – das schien bei einer Eule naheliegend. Wie schon bei Wellington stieß ich dann immer einen ganz bestimmten Pfiff aus, der nur der Fütterung vorbehalten war, und im Gegensatz zu Wellington hatte Mumble dies schon am dritten oder vierten Abend kapiert. Manchmal musste ich dann nicht einmal mehr pfeifen – mit der Zeit erkannte sie schon das Rascheln der Plastiktüte, wenn ich den Kühlschrank öffnete, und kam von allein. Dann warf ich ihr die Küken in ihren geöffneten Küchenkäfig; wenn sie hineingehüpft war, schloss ich den Käfig, drehte das Licht aus und ließ sie speisen. (Manchmal, wenn ich abends den Eindruck hatte, dass sie nicht ‚weggesperrt‘ werden wollte, wartete ich, bis sie ihr blutiges Mahl beendet hatte, öffnete den Käfig wieder und ließ sie die Nacht über frei in der Wohnung fliegen.)

Wenn sie die Nacht im Küchenkäfig verbracht hatte, machte sie sich morgens, bevor ich aufstand und sie herausließ, einen Spaß daraus, ihren „Zeitungssteppich“ zu zerfetzen und die winzigen Schnipsel aus dem Käfig zu werfen, bis der Linoleumboden regelrecht zugeschnit war – diese Papierfetzen zusammenzufügen

und ihren Käfig mit frischen Zeitungen auszulegen wurde zur fast täglichen Routine. Überhaupt war es offenbar Mumbles Lieblingsspiel, Dinge zu zerfetzen, und da ihre Neugier keine Grenzen kannte, gewöhnte ich mir bald an, gefährdete Dinge lieber wegzuräumen.

Wenn sie sich frei in der Wohnung bewegte und ich sie herlocken wollte, tippte ich mir mit dem Finger auf die Schulter, und sie hüpfte sofort hinauf – oder häufiger von irgendwo herunter. Kaum war Mumble eingezogen, konnte sie von jedem geeigneten Möbelstück aus auf die offene Wohnzimmertür springen. Von dort hatte sie nicht nur den ganzen Raum, sondern auch die ferne Welt jenseits der Fensterwand im Blick, und so erkor sie sich diesen Hochsitz umgehend zu ihrem Lieblingsplatz. An Wochenenden, wenn sie sich den ganzen Tag frei in der Wohnung bewegen durfte, döste sie manchmal stundenlang gemütlich oben auf der Tür. (Oft, wenn sie tagsüber aus einem Nickerchen erwachte, ertönte ein leises, pfeifendes Niesen – »*Tsnit!*« –, dann schüttelte sie den Kopf und knappte zwei- bis dreimal gedankenversunken mit dem Schnabel. Nahm ich sie auf, wenn sie noch ein bisschen schläfrig war, stieg sie rückwärts auf meine Hand, vertrauensvoll, aber doch vorsichtig wie ein Betrunkener, der sich auf jede Treppenstufe einzeln konzentriert.)

Vom ersten Moment an verhielt sich Mumble wie jedes Eulenjunge, kurz bevor es flügge wird. In der Natur erklettern die Küken Äste in der Umgebung des Nests; Mumble wiederum erkundete voller Faszination sämtliche Schränke, Ecken und Winkel. Ließ ich zufällig einen Karton oder eine leere Tragetasche herumliegen, schlüpfte sie wie ein wagemutiges junges Kätzchen hinein; manchmal kam sie eine ganze Weile nicht mehr zum Vorschein, und gelegentlich entdeckte ich, dass sie es sich drinnen gemütlich gemacht hatte, flach auf dem Bauch liegend wie eine brütende Henne, den Kopf nach hinten gebeugt. Ließ ich die Gleittüren meines langen Garderobenschanks im Flur auch nur einen Spalt weit offen, ertönte schon bald ein Gurren oder nach den ersten Wochen ein trillernder flötender Kriegsruf, der hohl und leise, aber eindringlich aus der Tiefe des Schanks drang: » *Hu-huuu... Hu-huuu... Hu-huuu....*« (Es erinnerte mich ein wenig an das Indianergeheul von Kindern, die sich mit der Hand auf den Mund schlagen.) Im dunklen Schrank kletterte sie dann von Mantel zu Mantel, von Jackett zu Jackett, bis sie den tiefsten Winkel erreicht hatte. Ich fragte mich, ob diese Rufe einem Instinkt folgten; fragte sie vielleicht in ein dunkles Loch hinein, ob es schon besetzt sei? Sie schien nicht vor irgendetwas Zuflucht zu suchen, sondern nur die aktive Erforschung des Schanks zu genießen. (Obwohl manche

Eulenspezies dafür bekannt sind, dass sie in unterirdischen Kaninchenbauen nisten, habe ich dies im Zusammenhang mit Käuzchen noch nie gehört.)

Eines Tages, als ich sie in keinem ihrer üblichen Schlupfwinkel finden konnte und mir schon langsam Sorgen machte, führte mich ein seltsam gedämpfter Ruf in die Küche; dort ging ich sofort in die Knie und später unter den Tisch, der an der Wand fixiert war. Ich hatte völlig vergessen, dass sich ein Loch in der Gipsfaserwand befand, als Zugang zum Wasser-Absperrhahn. Zum Glück war diese Öffnung selbst für Mumble zu klein, obwohl sie sich erstaunlich dünn machen konnte, aber immerhin hatte sie den Kopf hineingesteckt und trillerte eintönig gegen die dichte Wand. Dies setzte sie einige Minuten lang fort, knickste unablässig und verdrehte den Kopf, während sie in die Dunkelheit rief und anscheinend auf Antwort wartete. Ich bin mir bis heute nicht sicher, ob sie in diesem Loch das verlockende Geraschel von Ungeziefer hörte oder ob dieses Verhalten wieder einmal ihrer Fixierung auf geheimnisvolle dunkle Ecken entsprang.

\* \* \*

*Tagebuch: 25. Juli 1978 (etwa drei Monate alt)*

Dass sie immer größer wird, scheint nichts an ihrem zahmen Verhalten zu ändern, obwohl sie bei lauten Geräuschen zusammenzuckt und mir manchmal auf die Schulter fliegt – zum Beispiel, wenn im Fernsehen ein Schuss ertönt oder bei der Sendersuche im Radio laute Musik. (Thomas Tallis oder Linda Ronstadt gefallen ihr, mit Strawinsky oder den Stones kann sie weniger anfangen.) Sie hat sich neulich sogar vorbildlich verhalten, als Besuch kam. [Meine Freundin] Bella brachte eines Nachmittags [ihre Töchter] mit zum Tee, und sie waren von Mumble bezaubert. Mumble ließ zu, dass sie sich dicht neben sie aufs Sofa setzten und ihre flaumige Brust streichelten; die Mädchen stießen Entzückensschreie aus, was mich natürlich freute. Die Kehrseite: Ich konnte gerade noch verhindern, dass sie Mumble auf den Arm nahmen und fest an sich drückten.

Sie wächst erstaunlich schnell, sieht aber immer noch wie ein Stofftier aus – ein ziemlich zerfleddertes allerdings, weil sich ihr Daunengefieder an vielen Stellen lichtet (ich finde überall kleine abgeworfene Federchen) und an diesen kahlen Stellen reichlich Federn nachwachsen. Mumbles Färbung ist jetzt markanter als noch vor ein paar Wochen. Der Gesichtsschleier ist scharf begrenzt, und von seinen Rändern aus



wächst ein Saum winziger dunkelbrauner Federn nach hinten, während sich zwischen ihren Augen ein dunkelbrauner, weiß gesäumter Pfeil bildet, der nach unten weist. Ihr Scheitel ist immer noch mit hellgrauem Flaum bedeckt, doch wenn sie den Kopf senkt, klafft er auseinander und weicht nach hinten zurück – bald schon wird er auf ihren Nacken beschränkt sein. Überall sprießen Federn hervor und schließen sich zu einem dichten Gefieder zusammen: Zuerst kamen die Flügel und der Schwanz, dann der Rücken, dann die Brust und der Rand ihres Gesichts, und jetzt der Kopf. Etwa seit der zehnten Woche ist ihre Brust hermelinfarben – flaumige, cremeweiße Federn mit dunkelbraunen Streifen in der Mitte –, doch die Unterseite ihres Körpers bedecken immer noch dicke, weiche Petticoats.

Während der beiden Monate, die sie jetzt hier bei mir ist, haben sich ihre Flugkünste ständig verbessert, von exakt bemessenen, kraftvollen und ziemlich weiten Sprüngen bis hin zu bewusst geplanten Flügen von A nach B. Bereits vom ersten Tag an schaffte sie es mit einem einzigen gewagten Sprung von meiner Sessellehne zur Wohnzimmertür hinaus, quer durch den hinteren Teil des Flurs und die offene Küchentür direkt auf den Küchentisch – gut dreieinhalb Meter. Etwa in der fünften Woche vollführte sie schon ziemlich komplexe Bewegungsabläufe, schaffte es, immer wieder aufzusetzen und durchzustarten und sogar kurze Zeit in der Luft zu schweben. Doch mit dem Landen hapert es bis heute – sie legt teils sehr harte Bruchlandungen hin.